

Ingrid von Heiseler  
Einer tanzt aus der Reihe

edition sisypkos

Ingrid von Heiseler. Einer tanzt aus der Reihe

**Ingrid von Heiseler**

**Einer tanzt  
aus der Reihe**

**Ein erzählender Bericht**

Titelillustration: Judit Rozsas (1990)

<http://atelierrundgang.net/kuenstler/rozsas.php>

Klappentext: Anette Senger

Foto: Lars Landmann

Kinderzeichnungen: Till von Heiseler, 10 Jahre

Die eBuch-Ausgabe wurde um einige Zusätze erweitert.  
Sie sind mit \* gekennzeichnet.

©Ingrid von Heiseler

### **Impressum**

Ingrid von Heiseler

Am Mühlengraben 22

38440 Wolfsburg

Telefon: 05361 22874

[ingridvonheiseler@t-online.de](mailto:ingridvonheiseler@t-online.de)

[www.ingridvonheiseler.de](http://www.ingridvonheiseler.de)

# INHALTSVERZEICHNIS

Einer tanzt aus der Reihe, Kapitel I bis XXVIII

Till 1974: Herbstferien in Barwedel\*

„Abendrunden“ (Till 1990)

Klappenfoto und Klappentexte

Nachwort 2013\*

Rezensionen in den beiden Wolfsburger  
Tageszeitungen\*



# „Pixi-Foto“ in der Schule

# EINER TANZT AUS DER REIHE

## KAPITEL I BIS XXVIII

### I

Steh doch endlich vom Boden auf! Ich sage das nicht laut; es kommt mir fast von allein aus dem Mund. Steh endlich auf, ich kann's nicht ertragen! Ich presse die Lippen fester zusammen. Das hilft auch gegen den kalten Wind. Er beißt mich ins Gesicht. Die Füße habe ich schon fast vergessen. Steh auf! Immer wenn ich das denke, sehe ich dieses kleine grüne Etwas liegen – im graugründen Rasenschnee oder Schneerasen, zerfahren von unermüdlich kratzenden Schlittenkufen. Auf Skiern steht man vielleicht fester, sie sind länger und breiter – aber Erinnerungen an eigene Erfahrungen lassen mich den Gedanken gleich wieder verwerfen. Steh auf! Es tut mir weh, dass du im kalten Matsch liegst. Es tut mir weh, wenn du immer wieder hinknallst. Es tut mir weh, dass du mit deinen Beinen nicht zurechtkommst. Müssen denn auch unbedingt noch diese glatten Dinger drunter geschnallt sein? Das Gesicht ist rot vor Anstrengung, vor Enttäuschung, vor Wut – warum können das alle anderen? Warum versuchst du's schon den dritten Winter und fällst, dass ich nur sehe, wie du liegst, und denken will, du magst nicht aufstehen?

Die anderen finden das sehr komisch. „Guck mal, Mammi, der da!“ Das ist doch der, der im Schulhof liegt und um sich tritt. Er liegt in einem Kreis von Kindern auf dem Boden. Er schreit wütend, dreht sich auf dem Rücken im Kreis und tritt nach allen Seiten. „Er ist sehr böse, nicht Mammi? Das darf man nicht!“ Man muss aufpassen, dass man nicht zu nah an ihn rankommt: Er tritt, ohne hinzusehen, wohin der trifft, und schreit wie am Spieß. Wir stehen um ihn herum und spornen ihn an: Triffst ja nicht, ist der blöd, ist der komisch, der hört schon wieder auf, die Pause ist bald rum. Und lesen kann er auch nicht.

Ich möchte ihn aufheben, mit nach Hause nehmen, ihn trösten, ihm sagen, dass die anderen alle gar nichts verstehen, aber das geht nicht, dadurch würde es nur schlimmer. Ich darf ihn nicht stören, wenn er übt und übt und übt und aufsteht, hinfällt, aufsteht, hinfällt... Hat so ein Nachmittag gar kein Ende? Nach Hause zu gehen, wage ich nicht. Da stände ich unruhig am Fenster. Wenn ein Riemen der Gleitschuh sich löste, wer würde ihn festmachen? Die Riemen sind hart und steif. Oder wenn eine Schleife am Stiefel aufginge? Wer würde sie neu binden?

## II

Wenn er montags aus der Schule zurückkommt, trägt er das meiste von dem, was er am Morgen anhatte, über dem Arm. Einiges liegt noch im Umkleideraum der Turnhalle. Die Temperatur spielt keine Rolle. Der Anorak-Reißverschluss ist ein unüberwindliches Hindernis, die Schleifen an den Schuhen sind offen. Zum Glück ist gerade Sommer. Ich brauche ein Seil, sagt er, als er nach Hause kommt. Sofort brauche ich eine! Springseile? Alles gibt es nicht in unserer Gegend: ein paar kleine Geschäfte um ein Plattenrechteck gruppiert, wollen den Vorortbewohnern die Busfahrt in die Stadt abnehmen. Aber bitte: ein Springseil! „Sie brauchen es nicht einzupacken! Er nimmt es gleich so. Warte noch, bis der Rasen anfängt! Und wieder muss ich die Zähne zusammenbeißen. Die Hände schwingen das Seil von hinten nach vorn, dort trifft es die Schienbeine. Ein Fuß steigt darüber, der andere hinterher. Nochmal. Dasselbe. „Ich muss das können!“ Nochmal. Ich stehe auf dem Gras. Das darf man in dieser Stadt, die aus Vororten besteht. Sie hat viel Grün. Sie hat vor allem Grün. Sie ist trotzdem eine Stadt. Man darf in ihr auf dem Grünen stehen. Keine alten Männer drohen einem mit dem Knotenstock. Man darf hier stehen und zusehen, wie das Seil schwingt, noch einmal, noch einmal. Enttäuschung, Entmutigung im Gesicht. Aufleuchten: Einmal ist es gelungen! Der Kampf geht weiter. Ich

bewundere seine Tapferkeit. So viel Anstrengung, so viel Willen, so kleine Ermutigungen. Wieder ist es gelungen. „Morgen muss ich das können!“ Weiter. Und er wird es morgen können.

### III

Diesmal sieht er aus, als müsste er eigentlich auf einer Bahre liegen, die Augen starr geöffnet. Die Schläfe ist dunkelblau, das Auge fast zu, der Mund geschwollen. Ich erschrecke, aber ich will es nicht zeigen.

- Was ist denn passiert?
- Nichts. Lass mich in Ruhe. Nichts. Nie kannst du mich in Ruhe lassen, ich halt' es nicht aus!

Er schreit, er weint. Ich habe Angst. Wieder einmal der Weg in die Schule. Sie ist nah. Ich kann vom Balkon in den Hof sehen. Da stehe ich, es ist warm, ich sehe in den Schulhof. Die Pause scheint zu Ende zu sein. Es hat gerade scharf geklingelt. Der Hausmeister soll sich umgebracht haben. Die Kinder strömen zu den Eingängen. Zwei laufen in die andere Richtung. Ein Lehrer – ein Lehrer? – steht da, er schreit, dass ich es noch im achten Stock verstehe: Herkommen! Die Jungen wollen umdrehen und sich den Schlangen vor den Klassen anschließen. „Hierher!“ Beide Jungen müssen einen kleinen Umweg am Lehrer vorbei machen. Kann es sein, dass man auch das Klatschen der Ohrfeigen bis zu mir herauf hört? Andere Lehrer sind anders, natürlich. Ich bin auch eine Lehrerin.

In die Schule. Ich finden den Wohnungsschlüssel nicht, greife neben die Türklinke. „Ich komme gleich wieder, wart' bitte auf mich!“ Da ist der junge hübsche Lehrer. Er ist siebenundzwanzig Jahre alt, groß, dunkelhaarig, ein

wirklich erfreulicher Anblick. Er hat oft Halsschmerzen und kann dann nicht in die Schule kommen. Ich höre, er soll nichts ins Beamtenverhältnis übernommen werden, deshalb? Oder weshalb sonst? „Ja, also, Herr T., ich mache mir Sorgen. Till sieht sehr schlimm aus, als wäre er fast erschlagen worden. Wie war das denn?“ Es stellt sich heraus, dass alles seine Ordnung gehabt hat. Der Lehrer war in der Klasse, als das passierte, er hat keineswegs seine Aufsichtspflicht vernachlässigt! Nein. Till lag auf dem Boden, ja, wie war er doch da hingekommen? Er macht ja dauernd solchen Blödsinn! Da hat ein anderer einen Stuhl auf ihn geworfen. Die Stühle in der Schule sind solide, sonst gingen sie ja viel zu schnell kaputt bei all diesen lebhaften Kindern, nicht wahr? Ja und sicher, das war nicht richtig von dem anderen Jungen – sein Name tut ja nichts zur Sache -, sicher hat Till ihn geärgert und *er* schlägt ja auch! Sicher. Dem Lehrer ist gar kein Vorwurf zu machen. Halsschmerzen, die Klasse quillt über von Drittklässlern und dann noch ein Verhaltensgestörter. Darauf hat man sich geeinigt: Till ist „verhaltensgestört“. Naja, sagen Sie selbst, es ist ja auch kein normaler Zustand, in dem der Junge aufwächst: Die Mutter geschieden, dazu noch berufstätig. Und die Erziehung! Ich habe ein APO-Kind in der Klasse, sagt die Lehrerin im ersten Schuljahr und sie gibt auch bereitwillig seinen Namen preis. Schließlich ist 1968 und man weiß ja, was an den Universitäten los ist! Die Stadt ist groß, aber

„gewisse Leute“ kennen einander. Ich bin irritiert, denn ich habe gerade bei ihr eine Art Verständnis gefunden, dachte ich.

#### IV

Er ist ja so begabt! sagt sie. Sicher: nachmittags zur Universität und morgens zur Sonderschule, scherzt der Patenonkel. So etwas gibt es eigentlich nicht. Ja natürlich, Schwierigkeiten habe ich erwartet. Die gab es auch im Kindergarten. Die Kinder spielen am Blockhaus, sagt die „Tante“. Sie bewerfen einander mit Steinen, sagt sie nicht. Sie weiß es nicht, denn sie sitzt am Haus, plaudert und handarbeitet. Es geht um den Besitz des Blockhauses. Die einen verteidigen es, die anderen greifen es an. Die Belagerten werfen die Steine zurück, die nicht vorbeigeflogen sind. Das macht Spaß. „Im Blockhaus waren wir nur zwei. Aber sie haben uns nicht geschafft.“

Im Kindergarten wird man auf die Schule vorbereitet: Man muss in der Schule vor allem stillsitzen. Jung gewohnt..., am besten fängt man da gleich bei den Dreijährigen an. Die Puppen am Abend müssen in allen Winkeln des Bettes „in der Ecke stehen“. Sie müssen dort lernen stillzustehen, nicht zu schreien und nicht zu trampeln. Nach einiger Zeit dürfen sie aber wieder mitmachen: Wir schlagen die Arme unter, wer kann am leisesten sein? Scht, scht. Mittags ist der Kindergarten für die Kinder aus, die sich Mütter leisten können, die dann Zeit für sie haben. Der Nachhauseweg setzt sich aus Wutausbrüchen zusammen. Nachholen, denke ich, die Puppen in der Ecke. Die Plätze in den Kindergärten

müssen zwei Jahre vorher bestellt werden. Einmal werde ich dabehalten. „Warten Sie bitte bis zum Schluss!“ Ich bekomme eine braun-matschige Banane vorgehalten. Langer Blick. „Na?“ Ich verstehe nicht. Das sollte also nicht wieder vorkommen! Eine matschige Banane als Frühstück mitgeben! Ich bin beschämt. Ich habe sie gar nicht wiedererkannt, sie hatte sich sehr verändert. Ein gründlicher Kindergarten: Hier werden die Eltern gleich mit erzogen.

## V

Er ist ja so begabt! Wenn er nur wollte! Die Lehrerin macht sich Sorgen um Till. Das tut mir gut. Wir kennen uns seit fast einem Jahr und es ist mir mit der Zeit gelungen, sie davon zu überzeugen, dass ich mein Kind keineswegs zu Extravaganzen anrege. O nein, ich freue mich, wenn irgendetwas gut geht. Anfangs gab es Verständigungsschwierigkeiten zwischen uns.

- Er legt sich auf dem Schulhof hin und isst seinen Apfel.
- Er wird müde gewesen sein.

Mit diesem Satz habe ich wohl etwas Falsches gesagt. Also ein neuer Versuch: Wenn jemand auf ihn tritt, wird er schon aufstehen. Das war offenbar auch nicht richtig.

Es gibt noch mehr „anomales“ Verhalten. Das ist ja nicht normal, sagt die Lehrerin, die ihm jetzt doch helfen will, da offenbar die Mutter trotz allem ziemlich normal ist. „Das ist doch nicht normal: Ich sage, er soll das soundso machen. Alle machen das so! Darauf er: Na und? Ich mach das eben so, wie ich das mache!“ Ist das normal? Er ist sehr ungeschickt. Er kann sich gar nicht konzentrieren. Er isst in der Stunde seinen Apfel. Er bleibt nicht auf seinem Platz. Er bringt die ganze Klasse durcheinander. Beim Diktieren bleibt sie jetzt immer neben ihm stehen, dann kann er besser bei der Sache bleiben. Sie sagt ihm einzelne Silben. Rechnen geht besser,

nur die Drei ist oft nach der falschen Seite offen. „Wie schreibt man schnell mal ein We?“ Er ist ja so begabt, wenn er nur wollte! sagt die Lehrerin. Da widerspreche ich: Er will! ER will verbissen. Aber es geht nicht. Ich buchstabiere ihm die Wörter noch in der zweiten Klasse. „Wie schreibt man schnell noch mal ein Ka?“ Allmählich „sitzt“ das Alphabet. Ich diktiere ihm schon Silben! In der Schule wird ein Text an die Tafel geschrieben. Die Kinder lesen den Text. Sie schreiben ihn ab. Zu Hause sollen sie ihn noch einmal abschreiben. Till versucht, die krakeligen Linien aus dem Schulheft möglichst ähnlich in sein Hausheft abzumalen.

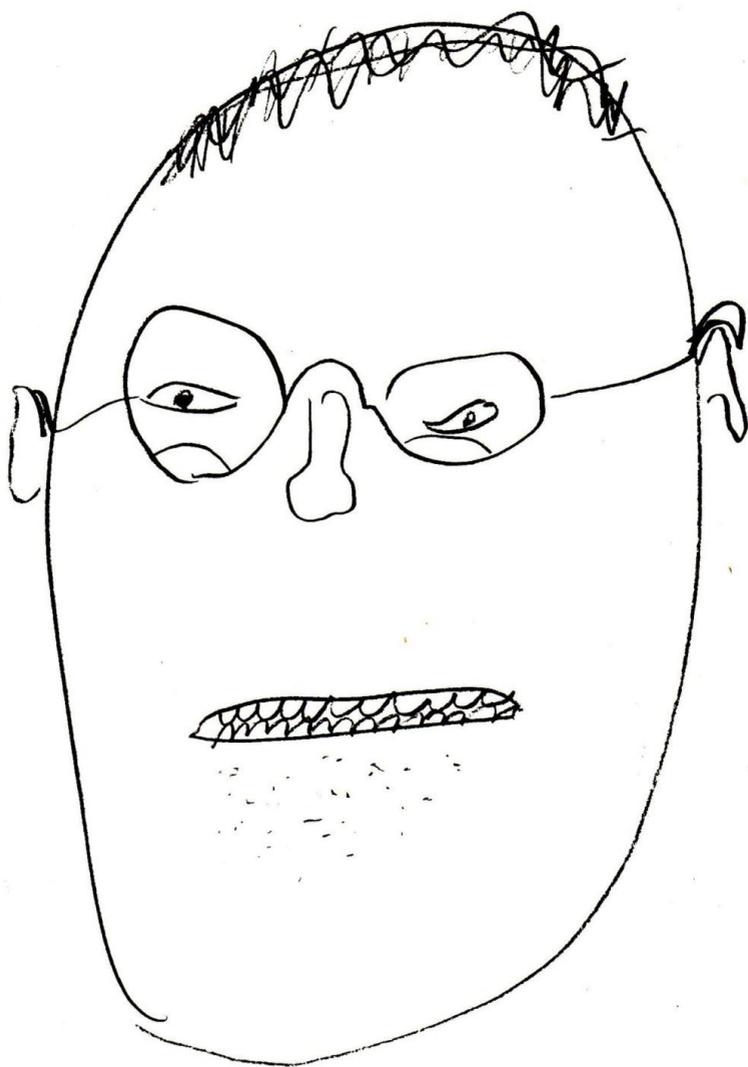
- Was heißt denn das? frage ich.
- Weiß ich doch nicht!

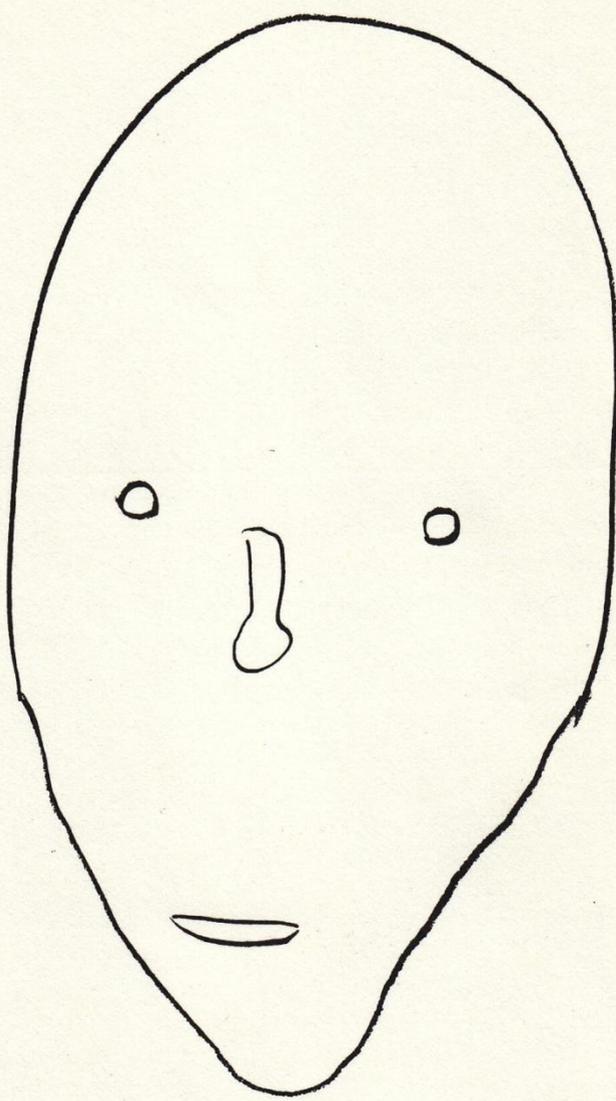
Ich versuche zu raten. Es geht. Nun wird diktiert. Tut, tut, ein Auto, te, u, te, neues Wort, te, u, te, neues Wort, e, i, en, neues Wort, a, u, te, o. So hätte es vielleicht sein können, wenn dieses Kind nicht das ihm eigene Temperament hätte. Tatsächlich hört sich das so an:

- Te
- Wie viele Zeilen sind es heute? ... Noch so viele?!  
Nein!
- U – schreib!
- Eben hast du noch te gesagt, jetzt sagst du u. Was *soll* ich denn nun schreiben? Te oder u?
- Erst te und dann u.
- Und dann?

- Te.
- Hab ich schon.
- Noch eins!
- Aha.
- Nur ein Te, nicht noch ein U!
- Schneller, ich bin längst fertig.
- Das zweite Te fehlt.
- Noch eins?
- Ja.
- Sag das doch gleich ... Wie viele Zeilen noch?
- Schreib und zähl nicht ständig die Zeilen.
- Immer dasselbe Zeug!

Und kein „Sternchen“! Im ganzen Heft kein einziges Sternchen. Einmal allerdings steht „sehr fleißig“ darunter. Es war eine ganz ausgefallene Aufgabe. Die Kinder sollten sich Wörter ausdenken und aufschreiben. Was für Wörter? Das weiß ich nicht mehr. Es ist jetzt sechs Jahre her. Till ist begeistert, noch ein Wort und noch eins. Wie schreibt man das? Noch eins! Drei Seiten werden vollgekrakelt: „sehr fleißig“ – er durfte sich selbst etwas ausdenken!





## VI

Was macht man mit einem verhaltensgestörten Kind? Ich nehme den Vorschlag nicht an. Mein Kind ist nicht „verhaltensgestört“. Es ist temperamentvoll, etwas ungeschickt, wird leicht wütend, tobt, schreit, hört nach einer Weile wieder damit auf und geht zur Tagesordnung über – als wäre nichts gewesen. Ich bin etwas nervös, denn ich erwarte eigentlich jeden Augenblick so einen Ausbruch. Die Anlässe dazu lassen sich überall finden. Seit er in der Schule ist, ist das aber nicht mehr alles. Er ist verschlossen, sieht unglücklich aus, erzählt mir nichts, geht verbissen zur Schule, verbissen, aber ohne sich zu weigern. Hätte ich ihn noch nicht anmelden sollen? Er war damals gerade sechs ...

Till sitzt am Tisch und kämpft mit dem Besteck. Rings um seinen Teller liegen die Erfolge seiner Bemühungen, andere Teile rollen unter den Tisch. Auf die Tischdecke verzichten wir seit Längerem, der Teppich ist gelblich und nicht sehr tolerant.

- Pass doch mal auf! sage ich diesmal ärgerlich. Es reicht mir. Musst du unbedingt dein Essen gleichmäßig auf dem Tisch verteilen?
- Find ich nicht sehr gleichmäßig, sagt Till mit vollem Mund, findest du?
- Ich sehe ja schwarz für den Schulreifetest, sage ich finster, zumal du dich nicht mal alleine anziehen kannst.

- Kann ich ja wohl!

Ein paar Tage später müssen wir zum Test antreten. Till baut sich vor mir auf, presst beide Fäuste zusammen und sagt: Und ich will und ich kann und ich muss in die Schule!

Während des Tests laufe ich nervös in dem Schulgebäude umher, zwischen den kleinen Tischen und Stühlen hindurch. Es riecht, wie Schule anscheinend immer riechen muss. Auch andere Mütter wirken mitgenommen. Meine eigenen Prüfungen haben mich nie besonders aufgeregt, aber das hier? Und es ist erst der Anfang! Auch um in den Schulkindergarten zu kommen, muss ein Kind getestet werden. Wenn der Schulreifetest schlecht ausgefallen ist, wird es dem Schulkindergarten zugewiesen. Tills Test ist „sehr gut“ mit einem kleinen Minuszeichen. Was die hier wohl testen? Es ist seine weitaus beste „Schulnote“ bis heute. Ein Vierteljahr nach Schulbeginn stehe ich doch bei der Schulkindergärtnerin. Die Lehrerin riet es. „Sozial unreif“ nennt man das: Das Kind geht in der Klasse herum, es kann nicht stillsitzen, es ist „eigentlich noch gar nicht schulreif“. Die Schulkindergärtnerin sieht erfahren, fast weise aus. „Ja, sieh dir das hier mal an! Willst du nicht erst einmal eine Weile zu uns kommen?“ Und dann im nächsten Jahr noch einmal die erste Klasse? Nie im Leben!

„Zwingen wollen wir den Jungen nicht.“

## VII

Am Abend ist Elternabend. Elternsprechtage davor. Ich sitze vor dem Klassenzimmer, niemand kennt mich. Das ist mir recht. Ich ahne nichts Gutes. Da kommt leider jemand, der mich mit Namen anspricht. „Ach, Sie sind die Mutter von Till!!!?“ Da darf ich zum Glück zur Lehrerin ins Klassenzimmer entkommen. „Das ist doch der, der ...“ An den Elternabend schließt sich eine Besprechung im kleinen Kreis an. Er besteht aus der Lehrerin, einem Elternpaar und mir. Die Frau redet. Sie redet seit der Vorbesprechung für den Schulanfang. Sie redet für zwei, denn sie hat Zwillinge. Sie redet eher für Zehn- oder Zwanziglinge. Sie ist durch nichts aufzuhalten. Sie erzählt von ihren Kindern, und dann hat sie gesagt, sie sollen das so machen und sie ist schon immer der Meinung gewesen. Der Mann brummt Verstärkung dazu. Er ist völlig einverstanden. Sie hat recht. Und sie hat Zwillinge. Sie nimmt die Kinder an die Hand, an jede Hand eins – was täte sie mit Drillingen? – und fährt mit ihnen in die Stadt. Sie nimmt sie an der Hand und führt sie durch die Straßen. Die Zwillinge sind klein und artig. Sie sehen verschieden aus. Die Zwillinge sind brav, sie tun, was sie sollen, sagt ihre Mutter. Wir sehen uns nicht zum ersten Mal. Till liegt in Dauerfehde mit ihnen. Sie sind zwar klein,

aber sie sind zwei – und Till steht gar nicht fest auf seinen Beinen.

Ist das in dieser Stadt so üblich oder haben sich die Eltern der Kinder verabredet? Ich bekomme öfter Besuch am Abend. Wess es gut geht, ist es ein Vater mit oder ohne Sohn. Den kann ich ja gut verstehen. Ich habe viel Verständnis für seine Beunruhigung und die Kinder sind nun leider manchmal so! Der Sohn will mal zum Spielen kommen, findet der Vater am Ende des Besuches. Er ist ein Mann. Er arbeitet wie all die anderen Vätern schwer in der Fabrik und am Abend wird er noch losgeschickt, um das Loch in der Jacke des Sohnes zu reklamieren. Flicken geht nicht, es ist Kunstleder! – Nun ja, da muss es wohl eine neue Jacke sein, findet die Frau. Er ist der Meinung, dass sich auch ohne neue Jacke der Weg gelohnt hat. Wie viel Verständnis für ihn hat eigentlich die eigene Frau? Die Großvatergeneration ist da schon hartnäckiger. Auch so einer wird am Abend nach der Arbeit losgeschickt. Warum kommen die Frauen eigentlich nicht selbst? Diesmal handelt es sich um ein rosa Hemd mit dunkelblauen Tintenspritzern. Das neue Hemd! Till ist greifbar. Wie ist denn das passiert? „Ja, also der Junge hat den Füller so nach hinten gehalten und gesagt: Gleich spritze ich. Und da habe ich lieber vorher gespritzt.“ Eine Gegendarstellung liegt nicht vor, da das Hemd allein gekommen ist. Mir leuchtet das ein. Sicher, einer Drohung zuvorkommen. Mir scheint, die Kinder hätten das

gemeinsam fabriziert? Nein, denn die Tinte ist aus Tills Füller. Aha. Der alte Mann will ein neues rosa Hemd. Oder ich soll es reinigen lassen. Da habe ich eine Idee. Ich wasche die Flecke mit kaltem Wasser aus. Will er es gleich nass mitnehmen? Es ist rosa wie am Tag seines Eintritts in diese Welt. Als die keifende Zwillingmutter vor der Wohnungstür steht – sie hat es wahrhaftig nicht nötig, ihren Mann zu schicken! – habe ich eine Beschützerin zur Seite. Die Großmutter ist zu Besuch. Sie imponiert nicht nur dem Enkel. Was wollen Sie, sagt sie, gleich zwei neue Hosen, sind denn beide Kinder gefallen und haben die Hosen zerrissen? Ach, die Kinder tragen nur das Gleiche und deshalb, na dann müssten Sie's mal mit Stopfen versuchen! Nein, meine Tochter hat grad keine Zeit. Aus dem Stand hingefallen, ach, Till hat ihn geschubst und dabei hat der die Hose zerrissen. Jaja, so etwas kommt vor. Jetzt habe ich leider keine Zeit mehr für Sie, auf Wiedersehn. Das hat mir gefallen. Ich nehme mir vor, von der Großmutter zu lernen.

Die Sitzung zu viert gefällt mir nicht. Ich soll mein Kind anders programmieren. Kein Kind in der zweiten Klasse isst ohne Ermutigung durch die Mutter in der Stunde seinen Apfel! Das stört doch! Das muss ich doch einsehen. Ich bin offenbar der Meinung, Kinder sollten im Unterricht Äpfel essen. Ich versuche noch, naiv zu argumentieren: Was im Unterricht getan werden darf und was nicht, sei Sache des Lehrers, nicht der Eltern; in

meinem Unterricht ... Der Schwall ergießt sich weiter, der Mann nickt bewundernd, der Lehrerin ist das Ganze unangenehm. Aber es ist ganz und gar kein zielloses Reden: Das Ziel blüht aus dem Wortschwall schon bald hervor: Till soll aus der Klasse heraus, er muss weg, er stört, die Zwillinge können nicht genug lernen. Ich weigere mich. Ich gehe nach Hause. Till ist sieben und er war um halb zehn noch nicht zu Hause, als ich nach der Elternversammlung angerufen habe. Es ist Sommer. Ich weiß nicht, wo er ist. Ich kann ihn gar nicht mehr erreichen, so unglücklich ist er. Er öffnet sich nur, wenn er froh ist. Das kann ich der nie schweigenden Zwillingismutter nicht sagen. Noch heute drehe ich den Kopf weg, um sie nicht grüßen zu müssen und mir wird flau im Magen.

## VIII

Später können die Zwillinge doch noch genug lernen. Die Mutter nimmt sie an der Hand und führt sie ins Gymnasium. „Wir können ihnen zwar nicht helfen – damals war ja Krieg und Nachkriegszeit, da konnten wir nicht zur höheren Schule gehen.“ Aber die Zwillinge werden es schon schaffen. Dass man brav sein muss, wenn ein Erwachsener hinguckt, haben sie ja gelernt. Und tun, was man gesagt bekommt. Der Rest ist Fleiß. Für den sorgt die Mutter.

Bis aber die Zwillinge ungestört lernen können, dauert es noch eine Weile. Die ersten beiden Schuljahre scheinen gar kein Ende zu nehmen.

Das Kind ist verhaltensgestört, sagt der Klassenleiterin eine Kollegin, die in der Klasse eine Vertretungsstunde gegeben hat. Andere sagten das auch. Viele sagen das. Es spricht sich herum.

Anruf in meiner Schule. Ich werde aus dem Unterricht geholt. „Es handelt sich um Till.“ Mir ist sehr warm und mein Herz klopft ziemlich schnell, ich bin ja auch den ganzen Weg zum Telefon gerannt. „Till ist aus der Schule verschwunden!“ Das geht ja noch. Wo wird er wohl sein? Vielleicht ist er zum Bahnhof gegangen oder gefahren, um die heute Vormittag erwartete Großmutter abzuholen? Soll das eine Entschuldigung sein?! schnauzt mich die Lehrerin an. Seit 1945 ist in Niedersachsen noch kein

Lehrer wegen der Folgen einer „Verletzung der Aufsichtspflicht“ verurteilt worden. Sie macht sich trotzdem Sorgen, das ist eigentlich nett von ihr. Trotzdem reagiere ich verletzt. Ich soll in der nächsten Pause wieder anrufen, ob er sich inzwischen irgendwo angefinden hat. In der nächsten Pause erreiche ich einen Lehrer, der mir nicht einmal vom Sehen bekannt ist. „Till? Von dem hört man ja manches! Er tanzt ja ständig aus der Reihe!“ Das trifft den Nagel auf den Kopf. So sind alle seine Vergehen auf einen Nenner gebracht; Er tanzt aus der Reihe! ER weigert sich einfach, schreiben und lesen zu können. Zu Hause erwartet mich die Großmutter. Till hat auf der Treppe gesessen, als sie kam. Sie hat ihn auf den Anruf des Konrektors hin wieder in die Schule geschickt. Der ruft mich zu Hause an. Auch bis zu ihm ist Tills Ruf natürlich gedrungen. Herr F. hat mit Till gesprochen und ihm erklärt, dass er die versäumte Stunde nachholen müsse, und zwar in einer anderen Klasse. Till hat das eingesehen, ich sei doch wohl einverstanden? Und dann kommt ein Satz, den ich sieben Jahre lang wörtlich behalten habe. „Mit dem Jungen kann man ja ganz vernünftig reden!“ Erstaunen in der Stimme. Ja dachten Sie denn, er ist ein kleines wildes Tier? Im Augenblick sage ich aber gar nichts oder nur: ja, sicher. Er grüßt mich seitdem teilnahmsvoll.

## IX

Spielkameraden gab es im Kindergarten. Oliver ist der Verbündete, der das Blockhaus gegen die Übermacht mit verteidigt. Er ist hübsch und wirkt intelligent auf mich. Ich mag ihn schon darum, weil er nicht auf der andern Seite kämpft. Er fährt nachmittags um fünf mit seiner sehr kleinen Schwester aus dem Kindergarten ins Nachbarstädtchen. Das hat Fachwerkhäuser und ist schon seit langem eine kleine Stadt. Es war schon eine, als hier nur Sumpf war, ein paar Dörfer und das Renaissance-Schloss der Grafen Schulenburg. Oliver muss am Bahnhof in einen anderen Bus umsteigen. Die Kinder sind eine Dreiviertelstunde unterwegs. Später treffe ich ihn wieder. Er ist ein Jahr später zur Schule gekommen. Die Orientierungsstufe empfiehlt in zur Hauptschule. Da schalten sich die Eltern ein und lassen ihn überprüfen. Ich gehöre zur Prüfungskommission. Der Englischlehrer hat sich ein hübsches Stück ausgesucht: „A Visit To The Zoo“. Da gibt es zuerst einmal eine Einstimmung, auf Englisch natürlich. Keins von den sechzehn Kindern ist schon einmal im sechzig Kilometer entfernten Landeshauptstadtzoo gewesen. Sie sind zwölf Jahre alt. Der Zug ist abgefahren, so sieht es jedenfalls heute aus.

Mathematik prüft ein junger Hauptschullehrer. Er ist sanft und fest, leise und aufmerksam. Er nimmt alle Antworten der Kinder auf, nickt ihnen zu: Zuerst kommen

die Kinder, dann die Geometrie. So einen könnten wir an unserer Schule noch gebrauchen. Ich spreche ihn darauf an. Er freut sich, dass mir sein Unterricht gefällt, aber er weiß, was er will: Ich bleibe in der Hauptschule. Da werde ich wirklich gebraucht. Diamant im Sand. Auch mein Schulleiter ihm ihm das Angebot. Im Gymnasium hätte er es leichter. Er bleibt fest. Neben Oliver, dem Blockhausgefährten, gibt es auch Kinder, die Till „nicht verstehen“. Einmal ist er ganz verzagt; Sie verstehen nicht, was ich meine! Ein Junge sagt zu Till, er glaube, Till sei kleiner geworden. Till darauf: Im Gegenteil! Der Junge lacht ihn aus: Gegen-Teil – ha, gibt’s ja gar nicht!



## X

Die Klasse besteht nicht nur aus den Zwillingen. Es gibt da auch noch Mädchen. Mit einem der Mädchen hat Till ein Abkommen: Sie bindet ihm, wenn nötig, Schleifen und er holt ihr aus dem Gedränge am Garderobenhaken den Anorak. Er holt sie zur Schule ab, obwohl sich dadurch sein Schulweg erheblich verlängert. Er klingelt und wartet, wenn sie noch nicht fertig ist. Die Mutter ist entzückt von dem kleinen Kavalier. Sie sagt da, aber leider nicht laut genug. Andere sind da lauter. Eine Mutter: Till hat die Tochter im Zeichenunterricht zweimal hingestoßen und auf dem Nachhauseweg erpresst. Er hielt sie fest und ließ sich für ihre Freilassung fünfzig Pfennige bezahlen. Genau so, wie es vor Kurzem in einer Kindersendung im Fernsehen gezeigt worden ist. Das hat er sich aus dem Fernsehen abgeguckt, sagt die Mutter zur Lehrerin. Schließlich allerdings muss sie einräumen, dass die Geschichte nur aus ihrem eigenen Fernseher stammen kann: Wir haben keinen.

Es gibt noch andere Mädchen in der Klasse: Zwei Schwestern und deren dicke blondlockige Freundin. Von den Schwestern wiederholt eine die erste Klasse. Sie sind die Nachmittage über alleine zu Hause und schminken sich dann. Sie kaufen sich Lippen- und Augenbrauenstifte. Sie haben immer Geld. Till ist nachmittags bei ihnen. Er wirkt nicht froh, wenn er nach Hause kommt. Ich will die spärlichen Kontakte unterstützen, will einen Besuch am

Samstagnachmittag bei den Eltern Machen. Die Mutter putzt. Ich muss entschuldigen, wie sie aussieht. Sie nimmt zwei Stühle vom Tisch, damit wir uns setzen können. Ich habe es da natürlich besser als Lehrerin, mittags mit der Arbeit fertig und dann nur ein Kind! Sie hat vier, ich sehe ja, am Samstagnachmittag putzen! Ich will auch nicht lange stören. Eines Abends ist Till aufgeschlossener. ER erzählt: Sie machen eigentlich gar nichts und es ist langweilig mit den Mädchen. Sie schminken sich nur und das macht ihm keinen Spaß mehr. Aber er geht doch trotzdem immer wieder hin? Ja. Sie wollen das. Wenn er eine oder zwei Stunden dagewesen ist, bekommt er fünfzig Pfennig dafür. Ich schliesse nicht daraus, dass er zu wenig Taschengeld bekommt und erhöhe es also auch nicht, sondern ich sage ich, ich finde nicht, dass zwei Stunden Langeweile fünfzig Pfennig wert sind. So hat er es noch nicht angesehen. Er findet auch, dass seine Zeit mehr wert ist. Also bleibt er wieder zu Hause oder geht mit mir spazieren.

## XI

Es ist sehr warm und ich habe ein blaues Kleid an. Es ist der Sommer der Gänseblümchenmuster. Die Träger des Kleides sind sehr schmal, der Rock wippt: das Kleid ist vielleicht doch eher für ein junges Mädchen.

Jedenfalls scheinen das Kleid und ich dem Mann auf dem Sofa zu gefallen. Er hat dicke Lippen, spricht, als wäre jeder Satz eine Offenbarung. Er ist bei der Stadt angestellt, so entstehen uns weiter keine Kosten für die Spieltherapie. Till ist ein schwieriger Fall. ER baut die Tiere so auf, dass sie in gar keiner Beziehung zueinander stehen. Am liebsten schießt er – starke Aggressionen! (Ich hätte ihm vielleicht doch die Knallplätzchenpistolen kaufen sollen?) Und er hat ein Bild gemalt. Darauf ist eine Zirkustänzerin zu sehen im blauen Kleid, genau wie ich. Das lässt auf einen kräftigen Ödipuskomplex schließen. Das Kind ist verliebt – Augenblinzeln – in seine – ja auch recht attraktive! – junge Mutter. Aha.

Damit aber die Spieltherapie – er hat sie ja so nötig! – auch genehmigt wird, muss er noch einem Psychiater vorgestellt werden. Der wohnt fast nebenan.

Wir brauchen kaum zu warten. Ich bleibe draußen. Till verschwindet mit einer hübsch und freundlich Aussehenden – sie trägt einen weißen Kittel – hinter einer der weißen Türen. An den Wänden hängen Kinderzeichnungen, große Blätter mit dicken Stiften

bemalt. In der Schule dürfen die kleinen Kinder nur auf kleinen Blöcken malen. Sie sind so groß wie die Hefte. Es macht Till keinen Spaß, auf einem so kleinen Blatt zu malen. Sie sollen auch alles mit Buntstiften ausmalen. Das ist langweilig. Auch dabei kann er sich nicht konzentrieren! klagt die Lehrerin. Aber vielleicht ist Kneten das Richtige für ihn? Zur Grundausstattung in der ersten Klasse gehört ein Kasten Plastilin. Die erste Arbeit soll ein Zwerg sein. Tills Zwerg ist der größte! Er hat ihn aus dem gesamten Inhalt der Packung hergestellt. Nun kann er leider nicht mehr mitmachen beim Kneten. Die Zwergge werden ausgestellt.

Die Blätter hier sind groß wie Tills Bilder zu Hause. Er malt sehr schön. *Dabei* ist er gar nicht ungeschickt. Er teilt die Bilder gut auf, alles ist groß und deutlich. Zum Elternsprechtag in meiner Schule muss ich Till mitnehmen. ER geht noch nicht selbst zur Schule, so findet er es interessant, eine Schule von innen zu sehen. Wir erwarten die Eltern in „meinem“ Klassenraum. Die Schule ist neu wie alles in dieser Stadt, die Ausstattung entsprechend. Vorne hängt eine breite Tafel, die auch noch aufzuklappen ist. Till hat sie aufgeklappt und ein Schiff darauf gemalt. Es reicht vom einen Ende Der Tafel bis zum anderen. Die Tafel ist etwa halb so breit wie die Klasse.

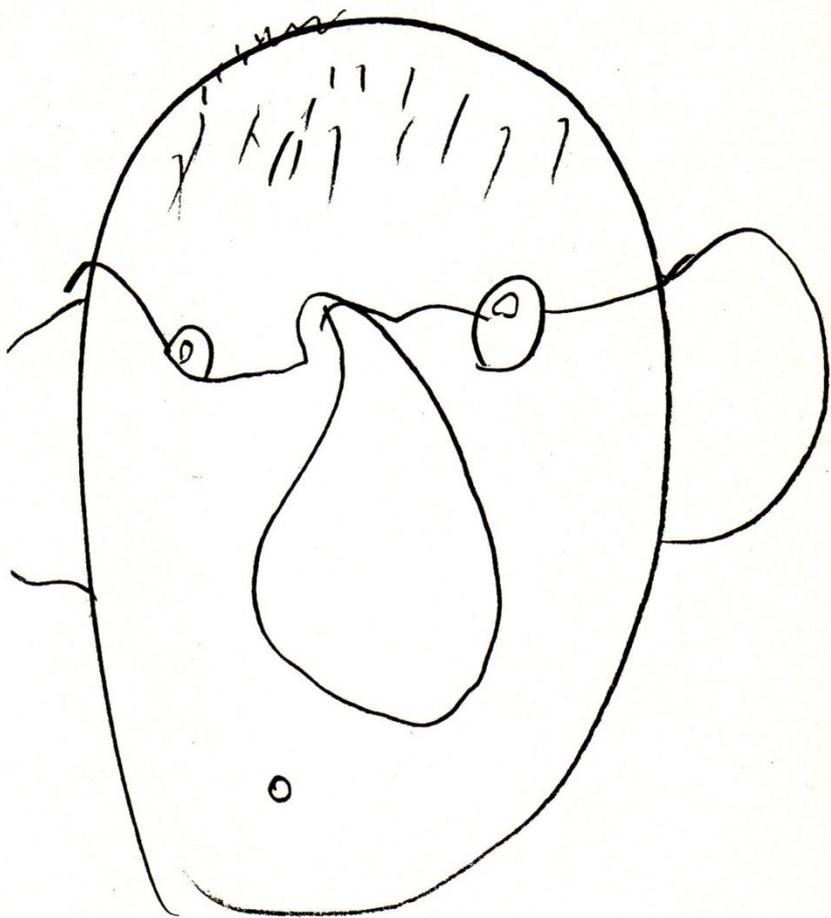
Inzwischen ist wohl eine halbe Stunde vergangen. Die Tür öffnet sich. Ich bin schon schlechte Kritiken gewohnt.

Die Frau macht ein freundliches Gesicht. Mit diesem Gesicht geht das wohl nicht anders. Ich werde mutiger, aber so ganz ernst meine ich es doch nicht, als ich sage: Er ist wohl – etwas – spontan? Sie lächelt stärker und sagt enthusiastisch: Herrlich spontan! Ich wundere mich. In der anschließenden Besprechung werden wir nun auch vom Arzt belobigt. Diesmal wartet Till draußen. Das Kind ist, wenn man so will, „normaler“ als andere, es hat nämlich weniger Hemmungen. Das passt natürlich nicht in unsere Schulen, wo nur Untertanen erzogen werden. Es ist durchaus möglich, dass er einmal in der Schule sitzen und onanieren wird, warum auch nicht? Ich halte das für unwahrscheinlich, denn ich habe den Eindruck, dass er sich durchaus den herrschenden Moralbegriffen anpasst. Im Kindergarten wollte ich ihm einmal aus irgendeinem vergessenen Grund ein anderes Hemd anziehen. Till war entschieden dagegen: Wenn die Kinder einen Hemdzipfel sehen, zeigen sie mit dem Finger: li, ein Unterhemd!

Noch mehr Nützliches erfahre ich. Wir bekommen ein Attest darüber, dass Till eine „konstitutionelle Hypermotorik“ habe. Auch dafür bin ich dankbar: Wenn das „konstitutionell“ ist, ist es jedenfalls nicht Folge meiner Erziehung oder Nicht-Erziehung.

Das Kind ist vollständig normal. Der Meinung bin ich eigentlich auch. Aber warum kommt es dann in der Schule nicht zurecht? Ja, die Schule! – das Wort wird lang gedehnt. Die ist eben nicht normal. Aha. Aber wie erträgt

nun das normale Kind die nicht normale Schule und umgekehrt? Das zeigt sich einige Zeit später: gar nicht. Was ist zu tun? Ich hätte es auf das Drängen der Lehrer und des von der Stadt bestellten Psychologen zur Spieltherapie angemeldet?! Das macht nichts, meint der Arzt. Solange es ihm Spaß macht, soll Till hingehen. „Das Kind ist so normal, dass ihm auch eine Spieltherapie nicht schadet.“



## XII

Die nächsten Male fährt Till schon alleine in die Stadt. Zuerst setze ich ihn hier in den Bus und dort macht es die Sekretärin, denn er muss auf dem Rückweg die lebhafteste Straße überqueren. Bald kann er es alleine. Er kommt immer sehr fröhlich zurück. Sie basteln, spielen Spiele; ein ganzer Erwachsener beschäftigt sich mit ihm, das ist wie zu Hause – und dann die vielen Spielsachen dort! Till darf im Sommer mit dem Gartenschlauch spritzen. Er kommt auf die Idee, aus dem ersten Stock zu spritzen und darf sie ausführen. Der Spieltherapeut sieht Fortschritte. Er will mir Fotos zeigen. Ich muss einen Termin bei ihm absagen, weil zu der Zeit plötzlich die Schule etwas von mir will. Später erfahre ich, ich hätte mich „abweisend“ und „desinteressiert“ gezeigt, natürlich erfahre ich das über Dritte, wie es hier so üblich zu sein scheint. Aber nicht nur ich bin „abweisend“. Eineinhalb Jahre später ist die Therapie „abgeschlossen“. Es ist viel besser geworden mit Till, sagt der Therapeut, aber manches sei doch sehr ungewöhnlich geblieben. Erst einmal habe Till überhaupt keine Ödipusphase durchgemacht. Diese Mitteilung wundert mich natürlich, denn ich habe ein quälend gutes Gedächtnis für alles, was Till angeht. Das andere Ungewöhnlich sei Tills Reserviertheit ihm, dem Therapeuten, gegenüber. Er komme nicht näher an ihn heran! Was alle behandelten Kinder tun, Till tut es nicht: Er identifiziert sich nicht mit seinem Therapeuten! Till

liebt die Abenteuerbücher, die ich ihm vorlese. „Taran“ ist ein junger strahlender Held. Auch „Grischka“ ist jung, schön und stark. Der Therapeut könnte Tills Großvater sein. Und strahlend? Ich sehe seine heruntergezogenen Mundwinkel an. Ich kann Till verstehen.

In der Schule hat sich indes nichts gebessert. Aber ich habe in meiner Schule den neu angestellten Schulpsychologen kennengelernt. Ich kenn ihn vom Sehen aus dem Studium. Er ist ein paar Jahre jünger als ich, fing an zu studieren, als ich schon fast fertig war. Er ist groß und blass und raucht eine Zigarette nach anderen. Seine schmalen weißen Hände zittern leicht.

Der offizielle Weg, ein Kind vom Schulpsychologen untersuchen zu lassen, geht über die Anmeldung des Lehrers. Wir haben den inoffiziellen Weg beschritten: Der Schulpsychologe hat mir einen Rechtschreibtest für Till mitgegeben und einen Intelligenztest. Dabei stellt sich ganz inoffiziell heraus, dass Tills Rechtschreibleistungen weit unter der Norm liegen. Er ist jetzt am Ende der zweiten Klasse. Für die Diktate übt er besessen. Sie schreiben nur geübte Diktate, so hat er keine großen Misserfolge. Und da taucht in unserem Lebenslauf zum ersten Mal das Wort „Legasthenie“ auf.

### XIII

Die Sommerferien beginnen, damit gewinne ich Zeit für das Leben von Büchern über Legasthenie. Also da ist nach ..., hat man sich nun auf diese Definition geeinigt? Es gibt etwa fünfzehn Forscher mit fünfzehn verschiedenen Theorien über die Entstehung und etwa genauso viele Definitionen. Jeder Leser such sich heraus, was ihm passt. In einem der dickeren Bücher steht etwas über die sogenannte „Sekundärsymptomatik“. Dies und das sind die Symptome, also ist Legasthenie eine Krankheit? Auch darüber sind sich die Forscher nicht einig. Jedenfalls sind „Sekundärsymptome“ Symptome, die Lehrer, Mitschüler und gelegentlich Eltern hervorrufen, wenn sie sich nicht damit abfinden können, dass ein Kind schlecht liest und falsch schreibt.

Ich habe widersprüchliche Gefühle, wenn ich Tills Verhalten in dem Buch beschrieben finde. Einerseits bin ich erleichtert: Da gibt es noch mehr Kinder, die so etwas haben! Und andererseits vorwurfsvoll: Ist denn richtig schreiben können das, was den Wert eines Schulkindes ausmacht? Weniger vitale Kinder werden depressiv, vitale Kinder aggressiv, steht in dem Buch. Das gehört zur Sekundärsymptomatik. Ich erfahre noch manches andere aus den Büchern ...

Legasthenie ist meist sozial bedingt: Viele Geschwister, kein eigener Arbeitsplatz, schlechte Wohngegend. Diese

Erkenntnis vermittelt mir eine wohlmeinende Kollegin. Der Schulpsychologe ergänzt mein Wissen: Dreißig Prozent der straffälligen Jugendlichen sind Legastheniker! Also aufpassen – wenn das überhaupt noch etwas nützt. Ich bin sehr dankbar für all die aufmunternden Worte. Öfter sagen mir auch Leute, denen ich aus irgendeinem Grund von Tills Legasthenie erzähle, sie kennen da auch so Kinder: eins ist taubblind, das andere geistig behindert, ja, mit sowas müssen sich die Eltern abfinden!

Ganz anders reagieren da Tills neuer Lehrer in der dritten Klasse und sein Rektor. Den Rektor spreche ich auf einem der Flure: Es ist längst nicht jeder Legastheniker, von dem man das annimmt! tröstet er mich. Er kennt die Erscheinung, natürlich! Till kann sich einfach nicht konzentrieren, das ist es. Der Rektor hat eine Vertretungsstunde in Tills Klasse gegeben. Er hat da immer so ein Spiel, so eine Beschäftigung zum Gedächtnistraining, das natürlich den Kindern großen Spaß macht. Er schreibt zehn Wörter an die Tafel, die alle mit demselben Buchstaben anfangen. Dann wischt er die Wörter weg und nun sollen die Kinder alle Wörter auswendig in der richtigen Reihenfolge aufschreiben. Na, wer kann es am besten? Till kann sich aber gar nicht konzentrieren, er bringt es nur auf zwei oder drei Wörter! Da haben wir den wahren Grund für seine Schwierigkeiten, so ist das. Wenn die Wörter alle Tiere bezeichnen würden, fiel ihm die Übung wohl leichter,

werfe ich bescheiden ein. Aber wieso denn? Die andern – manche jedenfalls, die Intelligenten – können das doch auch!

## XIV

Zum Lehrer der dritten Klasse gehe ich lieber gleich zu Beginn des Schuljahres. Es ist der Lehrer, der etwa ein halbes Jahr später seiner Aufsichtspflicht nachkommt, als der Banknachbar den Stuhl auf den am Boden liegenden Till wirft. Er scheint ganz umgänglich. Ich erzähle ihm von Legasthenie und von Tills Temperament, die etwas unglücklich aufeinander einwirken. Ein kleiner Depressiver stört ja nicht weiter in der Klasse, aber ein Aggressiver um so mehr. Am Ende meiner langen Beschwörung verspricht er, gar nichts auf das zu geben, „was man so alles über Till hört“, sondern sich ganz alleine ein Bild von ihm zu machen.

Till muss jetzt öfter nachsitzen. Er darf dann am Unterricht der höheren Klassen in Naturkunde teilnehmen. Er berichtet begeistert, was der Lehrer dort alles erzählt. Da findet er ihn richtig gut. Bei anderen Gelegenheiten findet er ihn weniger gut. Wieder gehe ich zu ihm. Er gibt sich verständnisvoll. Tills Erfahrungen sind dann wieder ganz andere.

Elternversammlung. Ich sitze links an der Tür. Tills Lehrer begrüßt uns. Da ist das schwierige Wahlverfahren für die Elternvertreter. Ich habe das auch gerade in meiner Schule durchstehen müssen; Man muss immer wieder nachsehen, niemand kann das aus dem Kopf hersagen. Tills Klassenlehrer schlägt sich tapfer. Nur eins

irritiert mich: Bei fast jedem Satz wendet er den Kopf nach links. Sucht er meine Zustimmung als Rückenstütze vor den Eltern? Nach längerer Zeit verstehe ich erst: Er guckt „Mach ich auch alles richtig?“ zu mir – fast ängstlich. Nur fast?

Seit das neue Schuljahr angefangen hat, ist Till noch unglücklicher und verschlossener. Nun hat er auch einen neuen Rechenlehrer. Der Lehrer hat die vor einigen Jahren eingeführte Kurzausbildung durchgemacht. Im Volksmund nennt man diese Lehrer respektlos „Hausfrauenlehrer“, weil damals vor allem Hausfrauen – wenn möglich mit Abitur – angesprochen wurden, doch in der Misere des Lehrermangels auszuhelfen. Der Lehrer ist streng und allgemein gefürchtet. Das Einmaleins sitzt immer noch nicht! Man muss es im Schlaf können. Wenn euch einer weckt und fragt, wie viel ist sieben mal acht, dann muss ganz automatisch kommen – na? Gerade sieben mal acht lässt sich eigentlich gar nicht merken, man muss es sich hundertmal sagen. Man muss das Einmaleins auch rückwärts können. Eine ausgezeichnete Gedächtnisübung!

Wir mögen Zahlen und freuen uns an Knobelaufgaben und am Entdecken von Beziehungen. Till hat schon lange vor der Schule Dreisatzaufgaben gerechnet, wenn es sich ergab. „Das ist doch ganz klar, hör mal, das ist so ...“ Ich male ihm das ganze kleine Einmaleins auf ein Blatt im Quadrat und er entdeckt die Beziehungen der Zahlen

zueinander. Einige Einmaleinszahlen kann er sich danach besser merken oder auch – wenn der Lehrer nur nichts merkt! – schnell ausrechnen.

Aber schon naht das nächste Unglück: In den Klassenarbeiten gibt es „Textaufgaben“. Daran scheitert natürlich mancher, der sich absolut nicht vorstellen kann, ob man die zehn Säcke Kartoffeln nun abziehen, zuzählen oder gar malnehmen muss. Till macht das Spaß: Der Ansatz ist sehr schnell gefunden, er stimmt immer, das Rechnen geht auch noch, aber dann kommt die Klippe: Er muss ganze lange Sätze schreiben, darf nichts abkürzen. Von da an gibt es auch in den Rechenarbeiten nur noch Vieren. Auch darin ist er also jetzt eine „Niete“.

Einmal hat er eine Freude, auch in diesem halben Jahr: Der Rechenlehrer schenkt Till eine Fußballmünze, weil seine Schätzung den Maßen des Klassenzimmers am nächsten gekommen ist.

## XV

Till bekommt inzwischen Extraunterricht bei einem Sonderschullehrer, der sich mit Legastheniker-Förderung beschäftigt hat. Er ist ein freundlicher weicher Mann, der Schlesisch spricht. Ich stelle ihm mir mit Samtkäppchen auf einer Bank vor seinem Schulhause in der Abendsonne sitzend vor, die Leute gehen müde vom Felde heim, sie schwenken die Hüte: „Guten Abend, Herr Lehrer!“, er lächelt gütig und schmaucht sein Pfeifchen. Er ist traurig darüber, dass Till in der Schule so leiden muss, dass seine Bemühungen, ihm das Schreiben schmackhaft zu machen, in der Schule wieder zunichtegemacht werden. „Eigentlich müssten solche Kinder ...“ Sie sitzen und er radiert. Till soll sich nichts Falsches einprägen! Und Till schreibt und stöhnt – und das Wetter macht ja die Kinder so unruhig! An „diesen“ Kindern merkt man das besonders, er sieht es ja auch an seinen Sonderschülern. „Till, willst du dich nicht wieder hinsetzen? Wollen wir nicht weitermachen? Jaja, das Wetter!“

Vielleicht hilft dieser Unterricht ja etwas.

## XVI

Manchmal erzählt Till von seinen Erlebnissen in der Schule. Der Lehrer stellt ihn ständig bloß. Das ist sehr einfach. Schreib mal „Bekanntschaft“ an die Tafel! Das ist eine Leistung, die wohl erst Jahre später zu erreichen ist, denn schon zwei Konsonanten nebeneinander sind nur schwer zu hören und zu schreiben, einer von beiden bleibt meist auf der Strecke. Seit Kurzem soll Till nicht mehr nachsitzen, sondern Strafarbeiten machen. Strafarbeiten sind verboten, also sind es „Übungsarbeiten“. Man muss dann üben, wenn man den Unterricht gestört hat. Die neueste Übung besteht darin, Lesebuchseiten abzuschreiben. Ich verfasse einen Brief: Till hat aus bekannten Gründen eine Abneigung gegen das Schreiben. Wir bemühen uns, diese Abneigung abzubauen, darum wollen wir Schreibaufgaben nicht als Strafe verwendet sehen. Außerdem würde ihn das Abschreiben Stunden kosten. Ich bitte den Lehrer, die Strafe in eine andere umzuwandeln, wenn er der Meinung sei, er müsse strafen.

Die Antwort auf meinen Brief kommt mittags aus Tills Mund: Er soll die Arbeit nachmachen, und wenn er wieder eine Entschuldigung statt der Abschrift bringt, bekommt er eine Sechs. Kurz darauf wird er von seinem Banknachbarn fast erschlagen.

## XVII

Till soll Spaß am Schreiben bekommen. Er muss auch mal eine Anerkennung seiner Leistungen erleben, sagt der Schulpsychologe. Till schreibt Geschichten. Er ist ein Frühaufwacher. Was tut man am Morgen, wenn man noch leise sein muss? Geschichten ausdenken und aufschreiben. Wenn er sie auch nach einiger Zeit selbst nicht wiederlesen kann, die Mutter kann's, halb entziffert, halb rät sie. Lassen Sie doch mal so etwas in der Schuldruckerei setzen, rät der Schulpsychologe. Eine gute Idee.

Eines Morgens finde ich auf der Schwelle des Wohnzimmers eine Geschichte, die mich entzückt:

Es war einmal ein kleiner Mann  
Er traf einen Großen Mann  
Der kleine Mann sagte bä  
ich bin kleiner alz du.  
Der Große Mann sagte ba ich bin  
größer anz du bä sie gingen  
vors Gericht da war ein keiner  
Mann der sagte kein ist beser  
da kam ein Großer mann vom  
Gericht der sagte groß ist besser  
Da kam ein kluger Mann  
der sagte wenn man Groß ist

ist groß besser  
wen man klein ist ist klein  
besser.

Ich schreibe sie mit der Schreibmaschine ab, rücke ein, setze Zeichen. Sie gefällt mir sehr. Einem plötzlichen Einfall folgend, schicke ich sie an die „Zeit“ für die Rubrik „Unter 20“. Dann vergesse ich's. Der Durchschlag wird in die Schuldruckerei gegeben. Ich lasse die kleine Geschichte auf Karten zum Verschicken drucken.

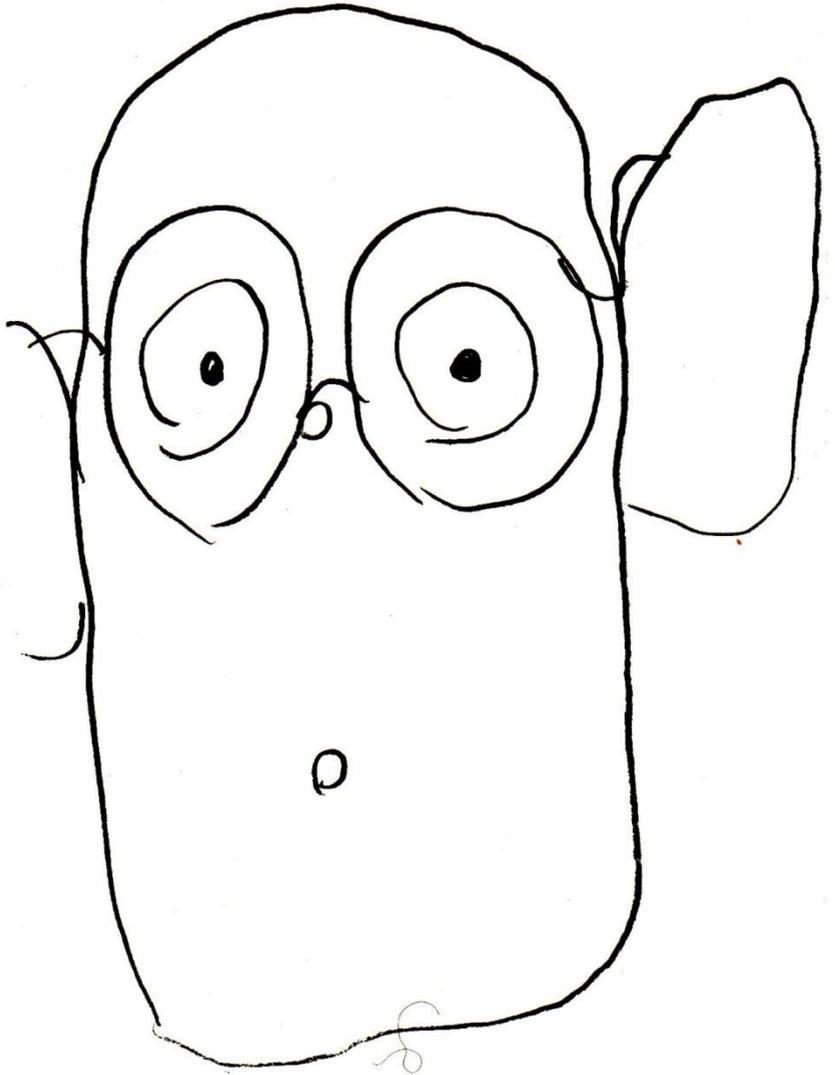
Eine Woche später gratuliert mir mein Schulleiter zu dem „schriftstellerischen Erfolg“ meines Sohnes. Ich verstehe nicht, sondern wittere eine Anspielung auf Tills Rechtschreibschwäche. Ich habe die „Zeit“ noch nicht gesehen. Wir kaufen alle Exemplare in den beiden Schreibwarengeschäften. Später bekommt Till noch ein Honorar geschickt.

Dieser Erfolg gibt ihm tagelang eine gewisse Gelassenheit in Schulangelegenheiten. Am nächsten Tag verkündet er: Ich hab in beiden Arbeiten, die wir heute zurückgekriegt haben, dieselbe Zensur“ Da ein Diktat dabei ist – sie werden inzwischen nicht vorher geübt – weiß ich schon Bescheid. Freunde fragt er nur: Lest ihr eigentlich die „Zeit“? Auch in der Schule sagt er kein Wort von seiner Geschichte.

Tage später kommt der Lehrer mit dem Zeitungsblatt in die Klasse: „Merkwürdig, Till, wo du doch so schlecht

schreibst?!“ Das habe ich wieder ganz falsch gemacht, sagt mir der Schulpsychologe. Also das mit der Schulddruckerei war ja in Ordnung, aber des mit der „Zeit“!? „Wo die verbale Seite bei Till doch sowieso schon so überbetont ist!“ Dieses Argument verstehe ich heute noch nicht. Ich schweige nur ganz beschämt. Kinder dürfen schließlich nicht dazu missbraucht werden, das Prestige der Eltern zu erhöhen.





## XVIII

Der Flur ist sehr schmal. Das Haus ist wohl einmal als Wohnhaus gebaut worden. Mir gegenüber steht die Tür zum Vorzimmer offen. Der Raum ist hell, die Sekretärin sieht mich von Zeit zu Zeit teilnehmend freundlich an. Sie hat sich auch Mühe gegeben, mir schnell einen Termin zu verschaffen. Natürlich muss ich trotzdem warten. Ich überlege noch einmal, wie ich anfangen will. Zuerst die Legasthenie, dann Einzelheiten vom Verhalten des Lehrers Till und mir gegenüber. Es geht nicht anders. Ich fühle auch etwas wie Rachsucht.

Der Schulrat kommt mir aus seinem Zimmer entgegen. Er entschuldigt sich, dass er mich habe warten lassen, ein Telefongespräch. Er hört zu, schüttelt ab und zu den Kopf. Was soll er tun? Von oben dem Lehrer Bescheid sagen, möchte er nicht, er gibt sich nicht gern als Vorgesetzter. Mit Gesprächen habe ich es ja schon versucht, das nützt also nichts. „Unter diesen Umständen ist eine Förderung des Kindes in dieser Klasse nicht möglich“, er „beurlaubt“ Till bis auf Weiteres vom Schulbesuch. Ich muss eine andere Schule für Till finden. Der Schulrat weist ihn weder einer anderen Klasse noch einer anderen Schule zu. 1971, die antiautoritäre Welle ist bis in die Provinz geschwappt. Die Beurlaubung ist erst einmal eine Hilfe – und dann?

## XIX

In unserem Stadtteil gibt es noch eine Grundschule. Sie wird von einer Frau geleitet. Ich lasse mir wieder einen Termin geben. Das Kind soll ich nicht mitbringen, aber Zeichnungen. Das ist günstig für uns. Ich suche die gelungensten heraus und mache mich damit auf den Weg. Es ist eine Art Vertreterbesuch. Ich preise mein Kind an, weise aber auch auf seine Mängel hin, schließlich will man ja die Kundschaft nicht verärgern, sonst wird womöglich die Ware reklamiert. Es lässt sich gut von Till erzählen. Die Frau Rektorin nimmt sich Zeit, ermutigt mich. Was ist er denn für ein Kind?

Ein nachdenkliches Kind ist er. Er war knapp fünf Jahre alt, da fragte er mich eines Morgens beim Frühstück ganz unvermittelt: Schützt der Gott die Bombenwerfer auch? Wir wohnten damals in Braunschweig, dort gab es noch lange Zeit Ruinen aus dem Krieg. Till hatte wissen wollen, was es mit den Trümmern auf sich hat. Meine Mutter erklärte es ihm und sie erzählte ihm Erlebnisse aus beiden Kriegen.

Tills Frage überraschte mich. Erst einmal bin ich morgens etwas langsam und dann hörte ich die Frage durch mein theologisch verbildetes Ohr – ich habe Theologie studiert, wissen Sie, ich bin Religionslehrerin, ja und Deutsch unterrichte ich auch. Ich hörte in dieser Frage die Theodizee-Frage und das warf mich um. Ist das

mit fünf Jahren nicht etwas früh? Ich habe Till eigentlich nicht viel an religiöser Erziehung angedeihen lassen: Abendgebete gab es und ich las ihm aus einer Kinderbibel vor, die ich immer abänderte, wenn mir etwas theologisch gegen den Strich ging. Ich musste diese Lektüre schließlich aufgeben, als die Jesusgeschichten genau so erzählt wurden wie die von Abraham. „So, Sie unterrichten auch Religion.“

Ich überlegte also ein Weile, nachdem Till diese Frage gestellt hatte: Schützt der Gott die Bombenwerfer auch? Mir fiel keine Antwort ein, vielmehr dachte ich daran, dass die Theodizee-Frage eben gar nicht zu beantworten ist. So hatte ich es gelernt und so fand ich es richtig. Nach kurzem Warten fragte Till etwas ungeduldig: Weißt du das oder weißt du das nicht? Es schien ihn zu beruhigen, dass ich es auch nicht wusste. Ich wollte ihm keinen theologischen Vortrag halten. Es wäre nur eine Rechtfertigung für mein Nichtwissen geworden.

Einige Zeit davor hatten wir ein anderes Gespräch über dieses Thema geführt. Wie kommt es, dass man den Gott nicht sieht, er aber alles sieht? hatte Till gefragt. Ich saß am Abend an seinem Bett. Mein Blick fiel auf das Fenster. Da kam mir ein Einfall: Wenn ich hinter der Gardine sitze, kann ich jemanden, der auf der Straße vorbeikommt, sehen, er mich aber nicht. Das war ziemlich dumm von mir, wie ich gleich darauf einsehen musste. Till brauchte weniger Zeit zum Nachdenken. „Dich sieht man

*manchmal*, den Gott sieht man *nie!*“ Das leuchtete mir ein. Aber ich wusste nichts Besseres. Mein Theologiestudium hatte mich nicht mit dem nötigen Rüstzeug für solche Gespräche versehen. Plötzlich hatte Till einen Einfall: Ah, der Gott ist aus Glas!

Ich weiß nicht, wie er mit dem gläsernen Gott zurechtgekommen ist, denn er hat diese Themen nicht mehr berührt. Als ich ihn ein Jahr später fragte, ob er mit in die Kirche kommen wolle, sagte er: Eigentlich glaube ich das alles nicht mehr. Erst auf meine Fragen hin erklärte er: Früher hat es so viele Wunder gegeben, und seit ich auf der Welt bin, gibt es gar keine Wunder mehr. Über Wunder hätte ich ihm gerne etwas erzählt, aber er mochte nicht. „Darüber möchte ich jetzt nicht mehr reden.“ Und dabei blieb es.

Die Zeichnungen seien wunderbar, sagt die Frau Rektorin. Überhaupt scheint es ein interessantes Kind zu sein. Ich nicke. „Ja, wem können wir ihn denn in die Klasse geben?“ Es gibt mehrere sehr gute Lehrerinnen, die eine dritte Klasse führen. Gleich mehrere! Natürlich kann sie nicht über die Köpfe der Betroffenen hinweg entscheiden. Sie will mit ihnen sprechen und gibt mir Bescheid. Sie scheint uns dann vergessen zu haben. Oder ist Tills Ruf auch bis zu ihr gedrungen? Ich habe gehofft, er werde sich vorstellen dürfen. Außerhalb einer Schulklasse im Gespräch mit einer Lehrerin hätte er sie wohl für sich eingenommen. Diese Chance bekommt er nicht.



## XX

Aber dafür eine andere? Lehrst du mein Kind, lehr ich dein Kind, soll unsere Abmachung sein. Sie sind vor Kurzem in diese Stadt gezogen, der Sohn geht das erste Jahr ins Gymnasium und hat eine Fünf in Deutsch geschrieben, also muss er Nachhilfe haben. Der Mann verdient gut, also soll's ein Gymnasiallehrer sein, der nachhilft. Ich bin grundsätzlich nicht bereit, Nachhilfeunterricht zu geben, da ich ausreichend beschäftigt bin. Dem Vorschlag, dass die Gymnasiasten-Mutter Till in ihre Grundschulklasse am anderen Ende der Stadt aufnimmt, im Tausch gegen – natürlich bezahlten – Nachhilfeunterricht für ihren Sohn, stimme ich gerne zu. Ein warmherziges Gespräch unter Müttern am Telefon. Keine von beiden weiß so recht, worauf sie sich einlässt.

Till fährt also durch die ganze Stadt zur Schule. Zunächst ist er fröhlich, dann wird er wieder verschlossener. Beim Klassenfasching lerne ich die Lehrerin kennen: mütterlich-warm und gleichzeitig kühl-blond, rund und streng, jedenfalls sehr fremd. Ich habe inzwischen eine mir neue Haltung Tills Lehrern gegenüber angenommen: unsicher-unterwürfig, bereit, über jeden Scherz zu lachen, in nichts zu widerstehen als im Allernötigsten, was Till angeht. Ich mache mich klein, bin dankbar, sehe in ihr unsere Retterin. Sie scheint das nicht zu bemerken, spricht mit mir fast wie mit einer

Kollegin: Nun ja, es geht schon. Öfter, wenn er sich in der Klasse gar nicht mehr konzentrieren kann, geht er – natürlich alleine – in den Nebenraum. Dort kann er dann in Ruhe schreiben oder rechnen. Geht er gerne? Nun, er geht jedenfalls, wenn er dazu aufgefordert wird. Bei den Kindern hat er wohl noch keinen Anschluss gefunden, er ist ja auch erst so kurze Zeit hier. Er ist eben sehr lebhaft und kann sich schlecht konzentrieren, das kenne ich ja wohl.

Zu Hause kann er sich ausgezeichnet konzentrieren. Er bleibt lange und ausdauernd bei einer Beschäftigung. Aber seine „Reizschwelle“ liegt besonders niedrig. Er kann nicht „abschalten“. Er ist ständig aufgeregt, weil er immer irgendetwas hört oder sieht, das ihn ablenkt, aufputscht, unruhig macht. Ihm ist im Nebenraum in dieser Hinsicht geholfen, aber die Kluft zwischen ihm und den anderen wird dadurch noch tiefer.

Ich gehe noch ziemlich guten Mutes von diesem Fasching nach Hause. Till erzählt in den folgenden Tagen, er hoffe sehr, dass die Klasse demnächst wegen Scharlach geschlossen werde. Schließlich geht ja kein Kind gerne zur Schule und dann der weite Schulweg. Ich will noch nicht so recht wissen, dass mir eine neue Schulsuche bevorsteht. Da sagt Till eines Mittag: Frau F. hat gesagt, ich brauche nicht mehr wiederzukommen. Er ist bedrückt. Zwei Tage später wird die Klasse wegen Scharlach geschlossen.

Wieder ein Telefongespräch. Der Gymnasiast war krank, sodass ich ihn in den vierzehn Tagen, in denen Till Gast in der Klasse der Mutter war, gar nicht zu Gesicht bekommen habe. Das erleichtert die Trennung. Die Lehrerin hat auf Tills Anwesenheit schließlich verzichten müssen, weil er zwei Kinder gebissen hat und Protest der Eltern zu erwarten ist. Dann hätte man die Lehrerin gefragt, wie denn das Kind vom anderen Ende der Stadt in ihre Klasse komme. Dem allen sei sie zuvorgekommen. Leider auch den Scharlachferien, denke ich. Haben ihm diese vierzehn Tage genützt?

Ich bin wieder auf Schulsuche.



Spannend wie manchmal ein Roman, ist für mich das dicke Buch über Legasthenie. Es ist unser Roman. Tills Roman? „Beim Notenlesen und in der Stenographie wiederholen sich die legasthenischen Anfangsschwierigkeiten.“ Beim Notenlesen?

Das zweite Jahr Klavierunterricht. Die Lehrerin ist als sehr gut bekannt. Ich mag sie. Sie heißt Eva und hat ein sehr schönes Gesicht: schmal und hell, dunkle Augen und Sommersprossen auf der feinen Nase. Immer kann sie nicht Geduld mit mir haben, das sehe ich ein. Ich verliere meine auch sehr häufig beim Üben. Meine Mutter geht um mich herum und „hält ihr Herz fest“. Immer wieder dieselben Griffe. Ich bin schon sechzehn Jahre alt und nach zwei Jahren Klavierunterricht immer noch ganz am Anfang. Ich zähle mir die Töne aus. Dann sind es auch oft gleich mehrere übereinander auf dem Blatt.

Eva meint, ich könne wahrscheinlich nicht gut sehen. Ein kleiner angeborener Augenfehler stellt sich heraus, unbedeutend, aber er trägt mir eine Brille für den Bedarfsfall ein, zum Beispiel beim Klavierspielen. Sonst kann ich ausgezeichnet sehen. Beim Notenlesen hilft mir dann leider auch die Brille nicht. Mich für direkt dumm zu halten, fällt niemandem der Beteiligten leicht, denn ich bin in der zehnten Klasse der Oberschule und eine ganz gute Schülerin – nicht gerade in den Fremdsprachen, aber jedenfalls in Mathematik und das gilt als

Intelligenzanzeiger. Eva betrachtet bedauernd meine Hände. „Du hast die besten Klavierhände von allen meinen Schülern!“ Schade, dass es dir im Kopf fehlt, ergänze ich still für mich, wohl sinngemäß. Schließlich erlösen mich Rückenschmerzen vom inneren Zwang, unbedingt Klavierspielen zu lernen: Ich kann zum Glück nicht mehr nachmittags eine zusätzliche Stunde sitzen und üben! Auch die Mutter atmet auf, die Tochter ist ohnehin in vielem ganz anders als sie, damit muss sie sich abfinden.

Mein Schulstart war der einer Prinzessin, die der Schulpflicht unterworfen wird: ein Dorf in Polen, vorübergehend deutsch, „Kind vom Gut“, zwar nur des Verwalters, aber dafür „reichsdeutsch“. Die junge, ebenfalls „reichsdeutsche“ Lehrerin entlässt die Kinder nach dem Unterricht mit einer Kopfrechenaufgabe: Wer weiß es zuerst? Ich bin meist als Erste an der Luft. Die Kinder der anderen sieben Klassen folgen eins nach dem anderen. Ich male meine Buchstaben auf eine Klappschiefertafel. Eigentlich sollte ich gleich in die zweite Klasse kommen, sage ich der Lehrerin. Sie lässt mich zwei Bänke nach hinten rücken. Da sind sie im Schreiben aber schon weiter. Ich ziehe freiwillig wieder zurück auf meinen alten Platz.

Nach einem halben Jahr Schule geht es zurück nach Berlin. Dort sind die Schulen geschlossen, denn „der Führer hat gewünscht, dass Frauen und Kinder Berlin

verlassen“. Das ungetrübte Leben wird für ein Vierteljahr in Niederschlesien fortgesetzt. Wir wohnen in der vorübergehend verlassenen Wohnung von Verwandten. Meine Mutter ist für meinen Vetter und mich immer erreichbar. Danach wieder Berlin. Ein paar Bombennächte und diesmal Oberschlesien. Meine Mutter ist als Sekretärin „dienstverpflichtet“, ich bin sieben Jahre alt. Horts, Familien mit abenteuerlichen Gewohnheiten, Wege durch die fremde Stadt, um die Mutter von der Arbeit abzuholen. In der Schule ist inzwischen die dritte Klasse dran. Ich bin unerwünscht, denn ich bin eine „Berliner Großschnauze“ und ich komme auch nicht so richtig mit. Das ist aber „normal“, denn ich hatte ja kaum Unterricht. Im Rechnen allerdings macht sich das nicht bemerkbar. Der Unterschied fällt niemandem auf. Die Mutter muss mir nach dem Dienstschluss um sechs die Lesestücke vorlesen. Sie hilft mir gerne. Später, wenn ich denn „lese“, wundert sie sich: Wo guckst du denn hin? Eigentlich könnte ich das Buch auch zuklappen, aber für gelegentliche Stichworte ist es doch ganz nützlich. „Warum nicht gleich so?“ rief einer der Umstehenden lachend. Und die Leute verliefen sich schnell“, endet eine der Geschichten. Sie handelte von einem gestürzten Pferd, dem durch das Unterlegen einer Decke wieder auf die Beine geholfen wird. In der Schule bemerkt niemand, dass ich die Lesestücke auswendig hersage. Es hat mich nicht

viel Mühe gekostet, sie zu lernen; viel weniger, als sie zu lesen.

Schließlich ist das Jahr um und es geht zurück nach Berlin. Wieder brauche ich nicht in die Schule zu gehen, es gibt keine. Danach ziehen wir nach Westen in ein niedersächsisches Dorf. Im Straßengraben schleichen wir öfters bei Tieffliegeralarm von der Schule nach Hause. Bald wird sie auch hier geschlossen, denn die „Invasion“ hat begonnen. Danach geht es aber leider bald weiter. Hier bin ich nicht nur die „Berliner Großschnauze“, sondern auch bald eins von den „Flüchtlingskindern“. Die Schule ist wieder eine Qual, auch diesmal, weil man mich hier nicht haben will. Der „evangelische Lehrer“ ist nett und töricht. Bei ihm wird jeden Tag dasselbe gemacht: große Zahlen miteinander schriftlich multipliziert, ein „Diktat“ an die Tafel und nachher ins Heft geschrieben, vor allem aber gesungen. Hier fühle ich mich ganz wohl. Das „Diktat“ schreibe ich in der Pause von der Tafel ab, damit ich dann während des ewig-langen langsamen Diktierens die Aufgaben rechnen kann, die wir als Hausaufgabe bekommen haben. Anders ist es beim „katholischen Lehrer“. Hier wird „etwas gelernt“ – was, weiß ich nicht mehr. Auch er unterrichtet zwei Klassen gleichzeitig. Wenn ich träumend in die Luft gucke, macht der Lehrer oft heimlich den neben mir sitzenden Kindern Zeichen, sie sollen mich mit den Ellenbogen anstoßen, damit ich „aufwache“. Sie taten es mit großem

Engagement und viel Kraft. Auch die Schulwege waren sehr schmerzhaft. Ich hatte den Eindruck, als würde ich mehr als die anderen Flüchtlingskinder verfolgt. Noch heute jagt mir der niedersächsische Akzent Schauer ein. So war ich „stark motiviert“, zur Oberschule zu kommen. Der Weg zum Bahnhof, die Bahnfahrt, schließlich auch die Lücken in meinem Wissen, die nach der Aufnahmeprüfung zutage traten und mich gelegentlich störten, nahm ich gerne in Kauf, um der Dorfjugend zu entkommen. Bald las ich dann sogar mein erstes Buch. Ich war elf Jahre alt und es war eine Art Verzweiflungstat. Ich beging sie am „Lederstrumpf“ auf dem Dachboden der Schweizer Verwandten, die das dürre deutsche Kind aufpäppeln wollten, sehr lieb waren, aber gegen das heimlich gelittene Heimweh nichts tun konnten.

Da mir die Grundschulzeit fast ganz erspart geblieben war, ich zudem ein ausgezeichnetes Gedächtnis hatte, war bei mir niemals aufgefallen, was Till fast zugrunde gerichtet hätte. Sicher spielte auch die „Buchstabenmethode“, vor allem das langsame Vorgehen beim Lesen- und Schreibenlernen und, so lautet eine der Theorien, die Schiefertafel eine Rolle dabei, dass mir die besonderen Legastheniker-Leiden erspart blieben. Vielleicht fielen sie mir auch nur zwischen den Isolationsleiden und dem Abgelehntwerden in den Schulen gar nicht auf.

In der Oberschule machten mir zunächst die Sprachen Schwierigkeiten. Meine Mutter errichtete dafür die Einer-kann-Sprachen-der-andere-Mathematik-Theorie. Sie war der Sprachen-, ich der Mathematik-Typ. So war alles erklärt.

Auch diesmal habe ich wohl träumend in die Luft geguckt. Niemand hat mich in die Seite gestoßen. „...beim Notenlesen ...“ Manche Forscher behaupten, Legasthenie sei erblich, andere weisen das als unsinnig zurück.

Vor ein paar Tagen habe ich auf der Bank ein Wort nicht zu Ende geschrieben. Die es sahen, dachten sicherlich, ich sei unterbrochen worden und hätte es dann vergessen. Ich hatte mir die Mädchen hinterm Tresen angesehen und war zu dem Schluss gekommen, dass ich keine von ihnen fragen wollte, ob man „Gebühr“ mit oder ohne „h“ schreibt. Als Referendarin war ich einmal, nachdem mich zuerst heiße Schauer überlaufen hatten, genialerweise auf die Idee gekommen, die Klasse zu fragen. Ich tat dabei so, als sei das eine pädagogische Frage. „Na, ihr wisst doch sicher, wie man das schreibt!“ Zur größeren Sicherheit fragte ich nach der ersten Auskunft noch die übrigen Schüler, ehe ich meinen Satz an der Tafel vervollständigte. Meine Schüler jetzt haben sich daran gewöhnt, dass sie mir manchmal eine Rechtschreibauskunft geben müssen. Gelächter gab es allerdings, als ich vor Kurzem „Provessor an die Tafel schrieb, ein auch für mich ganz ungewöhnlicher Fehler.



## XXII

Die Sommerferien der Legasthenie-Bücher sind lange vorbei, Till ist bereits in zwei dritten Klassen „sozial gescheitert“, die dritte Schule hat ihn nicht nehmen wollen. Was also tun?

Frisch gefragt, ist halb zugesagt, denke ich, als ich, Herrn Müller von der Seite ansehend, vorsichtig anfrage. „Nehmen Sie diese Osterferien auch wieder Kinder auf?“ Till reitet hier seit drei Jahren. Herr Müller gefällt mir. Er sieht aus, als wäre er nicht nur Sommer und Winter, sondern auch Tag und Nacht draußen. Er hat alles um sich herum selbst gemacht: das Haus, die Scheune, den Stall. Mit Pferden umgehen hat er im Krieg gelernt, als er bei einem ostpreußischen „Junker“ Pferdeburche war. Daher weiß er auch etwas vom Reiten. Vor allem scheint er gutmütig zu sein. Till mag er wohl besonders: „Wie *der* auf dem Pferd sitzt!“ Er sitzt sehr gerade und scheint die Höhe, aus der er auf uns herabsieht, genau für die angemessene Position zu halten. Er geht herrisch mit dem Pferd um, das sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen lässt, sondern weiter an den langen Grashalmen knabbert, die in die Reitbahn hineinragen.

Dies hier ist die Sonnenseite seines Lebens während der Schulzeit: Hierher gehört auch der Freund Wedigo, der es oft nicht leicht mit ihm hat. Die Kinder verbringen

später die Herbstferien miteinander auf dem Reiterhof, auch dabei gibt es für und mit Till Probleme.

Die Sonnenseite seines Lebens? In den Herbstferien wird es dunkler. Ich steige aus dem Bus und sehe die Landstraße entlang. Da kommen die Kinder auf beiden Seiten der Straße. Es sind etwa acht, auch schon größere sind dabei. Till ist der Kleinste. Er geht allein ein Stück vor den anderen her, die in einem Grüppchen marschieren. Till macht mir heimlich Zeichen, und als ich nah genug bei ihm bin, zischt er mich an: Begrüß mich nicht! Wir gehen weiter! Offenbar hat er Angst, dass die anderen ihn auslachen, wenn ich ihn womöglich zur Begrüßung küsse. Die anderen Kinder sind inzwischen auf der gleichen Höhe. Sie nicken mir zu. Die Kinder scheinen keine Freunde zu sein. Auf meine Frage, wie Till sich in die Gemeinschaft füge, antworten Müllers ausweichend: „Wie Kinder so sind.“ Ich habe den Eindruck, Till legt sich mit allen an und will nur mit Wedigo gut Freund sein.

Wedigo will sich nicht dadurch von den anderen isolieren, dass er zum isolierten Till hält und geht darum zu den anderen über. Till ist unglücklich.

Till möchte so gerne auf dem Dorf wohnen, fange ich noch einmal neu an. Ich will ihn nicht für die Osterferien anmelden. Er ist der Meinung, er muss mit Tieren leben. Sie sind im Augenblick das Wichtigste für ihn. Tatsächlich schlief er am liebsten im Pferdestall. Endlich habe ich mein Anliegen vorgebracht: Könnte Till nicht für eine Zeit

bei Ihnen wohnen? Er würde dann zur Mittelpunktschule ein paar Dörfer weiter gehen, dorthin fährt ein Schulbus. Er ist ja schon fast neun Jahre alt. Er hielte diese Lösung für die Erfüllung aller seiner Wünsche.

Das Ehepaar Müller berät sich. Sie sind selbst schon Großeltern; mit Till kann man auskommen, wenn keine anderen Kinder in der Nähe sind. Außerdem können sie das Geld gebrauche. Sie wollen es versuchen.

Der nächste Weg führt zum Lehrer der dritten Klasse in der Mittelpunktschule. Ich habe mich telefonisch angemeldet. Er wohnt im früheren Schulhaus eines Nachbardorfes. Ich sitze auf einer Art Plüschsofa. Die Diele hat Steinfliesen. Es riecht ländlich. Sein eigener Sohn ist fast im selben Alter. Er zeigt Till den früheren Schulhof. Der Lehrer hat Verständnis. Ich rede viel zu viel und habe kein gutes Gefühl beim Weggehen. Der Lehrer ist mir sehr fremd mit seinem großen Gesicht in dem weitläufigen kalten Haus. Diesmal scheine ich mein Kind wirkungsvoller angepriesen zu haben. Auch der Lehrer will es versuchen. Till zieht glücklich um. Aber das Jahr ist noch unzuverlässig. Es sollte Frühling werden, stattdessen dringen polare Luftmassen nach Norddeutschland ein. So etwa wird es in Sibirien sein. Tills Zimmer unter dem Dach hat keinen Ofen. Frau Müller legt ihm am Abend einen in der Röhre des Wohnzimmerofens gewärmten Stein ins Bett. Zwischen einigen übereinander gezogenen Pullover stopfen sie ihm

Stroh. Das hält warm. Für mich sind die Besuche kleine Weltreisen. Ich bin fest davon überzeugt, dass ich vollständig unbegabt fürs Autofahren bin und leichtfertig mein und meines Kindes Leben riskierte, wenn ich's trotzdem versuchte. Zum Radfahren ist es zu kalt; die Busse fahren zu den Zeiten, zu denen die Arbeiter aus der Fabrik nach Hause in die Dörfer fahren und es gibt kein Zurück. Die Freunde kann ich nicht ständig belästigen, Taxi ist auf die Dauer zu teuer.

Also gebe ich zwei Nachmittage in der Woche dran, um Till zu besuchen. Rückweg zu Fuß. In die Schule geht er dort noch nicht, er soll bis nach den Osterferien warten.

Bei den Besuchen wollen wir auch allein miteinander sprechen. Oben in Tills Zimmer müssen wir uns in sein Bett legen, weil wir es sonst vor Kälte nicht aushalten. Ist Till glücklich mit den Tieren, wie er erwartet hat? Er hat niemanden, mit dem er sprechen kann! Ein bisschen freue ich mich, dass er merkt, er braucht doch nicht nur Tiere zum Leben.

Ich kann ihm wirklich nicht auf alle Fragen antworten, sagt Herr Müller, vieles kann er doch noch gar nicht verstehen ... Und manches weiß ich auch gar nicht.

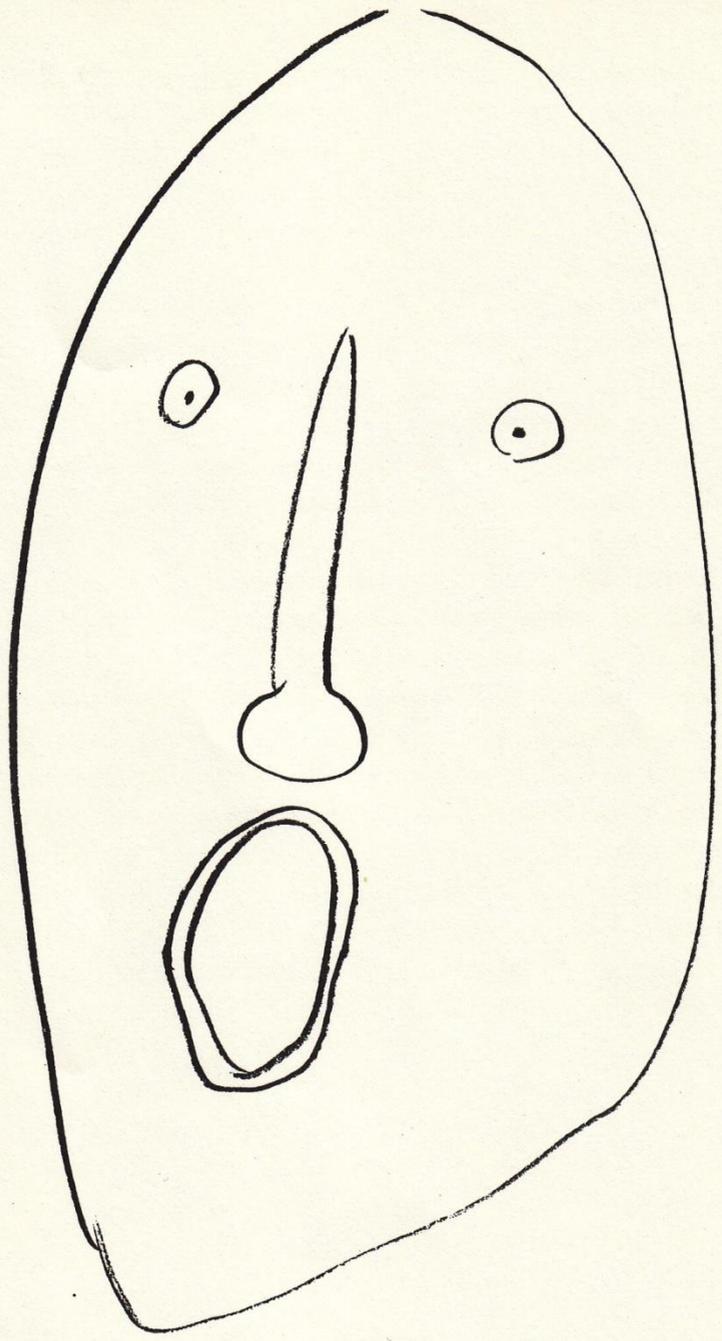
Sie verstehen mich nicht, sagt Till. Wir sitzen im Wohnzimmer um den Esstisch. Hier ist es warm. Till sitzt mir gegenüber. Herr Müller erzählt von einem großen Mann auf einem kleinen Pony, der einmal zu ihm geritten kam. Das arme Tier!

Da kann eher das Pony auf dem Mann reiten, sagt Till. Ich lache.

Ja, sagt Herr Müller, seine Beine hingen auch bis auf den Boden. Beide Müllers bleiben ernst. Ich sehe von einem zum anderen. Sie haben Tills Spaß nicht verstanden. Till hebt die Schultern und sieht mich an.

Ganz abgesehen von der Kälte – die wird ja nicht ewig anhalten – ist das hier wohl doch keine Lösung. Till wirkt sehr unglücklich, jedes Mal, wenn ich wieder abfahre. Ich bin's.

8.



## XXIII

In zwei Stunden soll ich wiederkommen, um Till abzuholen. Einige der vielen Pullover habe ich ihm ausziehen können, der Rest ist immer noch viel zu warm für diesen überheizten Raum, in dem der Schulpsychologe waltet. Till hat rote Pausbacken. Er weiß, dass er das, was man da von ihm verlangt, möglichst gut zu machen hat, wenn es ihm nützen soll. Er wird sich Mühe geben. Danach fährt er zurück in sein Dorf.

Der Schulpsychologe erklärt mir das Ergebnis. Nun bekommen wir den Befund schwarz auf weiß: Legasthenie bei guter Intelligenz. Er erklärt mir die Einzelheiten: Die meisten Punkte hat Till erstaunlicherweise aus dem „Wortteil“ herausgeholt. Das Sprechen scheint dabei eine untergeordnete Rolle zu spielen, denn jemand, der „Madelade“, seit Jahren und dem jedesmaligen Verbessertwerden zum Trotz, „er gang“ und auch heute noch „ihr fängt an“ sagt, ist vielleicht doch nicht in jeder Hinsicht sprachlich gut? Der Wortschatz der Legastheniker soll kleiner sein als der anderer Kinder. Till hat ein Übermaß an Übung im Sprechen und Hören, da er aus Mangel an Freunden ja ständig mit mir zusammen war und ich mich sehr gerne mit ihm unterhalte. Ich sehe viele Dinge ganz anders und wie zum ersten Mal, wenn Till mit sagt, wie er sie sieht. Mir ist nie aufgefallen, dass er neue Wörter schwer lernt. Beim Vorlesen ...

Seit Langem lese ich ihm vor. Der kleine Quirl saß schon zu Kleinkindzeiten wie angeklebt, wenn man ihm erzählte oder vorlas. Wenn ich dieselben Märchen wieder erzählte, kam von Till nie die berühmte Ermahnung: Du musst das genau so erzählen wie beim vorigen Mal!

Beim Vorlesen, erinnerte ich mich, fragte Till oft noch im letzten Viertel eines Buches, wenn ein Name genannt wurde, der häufig vorkam: Wer war das doch noch? Ich hatte mir angewöhnt, mein Erstaunen über die Frage nicht zu zeigen, sondern einfach immer wieder ruhig zu antworten. Als Lehrer hat man, wenn man will, dass die Schüler fragen, Gelegenheit dazu, sich in diesem Verhalten zu üben. Wegen meines vielen Vorlesens wurde ich oft von Wohlmeinenden kritisiert. *Darum* liest der Junge nicht selbst! Für uns beide war das Lesen ein gemeinsames Erlebnis, das uns sehr gefehlt hätte. Das abendliche Vorlesen ersetzte das Fernseh-Sandmännchen.

Mit der Schule müsse ja nun auch etwas geschehen, oder wie denke ich mir das? Ich denke an die Mittelpunktschule, aber das wird vielleicht nichts. Der Schulpsychologe weiß da eine Heimschule für „verhaltensgestörte Kinder“ in Schleswig-Holstein. Da können die Kinder etwa ein halbes Jahr, bis zu ihrer „Heilung“ bleiben. Natürlich müsste ich dann auch nach Schleswig-Holstein ziehen, damit wir uns in der Zeit auch sehen können. Ich bin erstaunt darüber, dass zur Behandlung von Legasthenie eine Schule für

„Verhaltensgestörte“ geeignet sein soll. Was denke ich mir denn eigentlich? Verhält sich Till in der Schule etwa nicht gestört? Man muss als Psychologe den uneinsichtigen Eltern eben die Wahrheit mitteilen, die mag manchmal hart klingen.

Und noch einen Rat bekomme ich: Till soll beim Nervenarzt in Braunschweig die Gehirnströme messen lassen. Der scheint mir annehmbar. Gerade voriges Jahr hat derselbe Rat desselben Psychologen bei einem Arzt und seiner Frau, Eltern eines meiner Klassenkinder, blankes Entsetzen und eine Flut herabsetzender Äußerungen über den Ratgeber ausgelöst. Ich dagegen bin in diesem Punkt einsichtig.

## XXIV

Till quält sich mit dem Anziehen ab. Mir zucken die Hände, aber ich will vor dem Nervenarzt nicht zugeben, wie unpädagogisch ich mich normalerweise in den Fällen verhalte, wenn Till in ihn zur Verzweiflung treibende Handgemenge mit Objekten gerät. Das ist auch jetzt noch so, obwohl er bald neun Jahre wird. Die Schleifen am Schuh werden dann bis zum Wartezimmer warten müssen. Der Nervenarzt spricht mit Till über Schule. Till sagt, er wolle gerne in eine andere Schule gehen, irgendwo – aber zu Hause wohnen. Er soll draußen warten. So spricht ein Kind nicht, belehrt mich der Nervenarzt. Das ist überhaupt nicht kindlich. Die Reflexe sind normal, das Kind kann sich Situationen anpassen, aber das EEG, das ist nicht normal. Es zeigt eine „hirnorganische Veränderung“ an. Er erzählt von einem seiner Söhne, der „das“ auch gehabt hat. Als der ein Kind war, konnte man „das“ noch nicht feststellen. Er ist heute ganz in Ordnung. Aus dem Gymnasium wäre er trotz guter Leistungen ein paarmalfast hinausgeflogen. „Ja, die Schule, was die den Kindern antut!“ Die Kinder mit „hirnorganischen Störungen“ können sich oft nicht steuern, sie leiden an plötzlichem Gefühlsumschwung und sind motorisch behindert. Überhaupt ist es „keine pädagogische, sondern eine medizinische Aufgabe“, mit ihnen umzugehen. Der Schaden ist „perinatal“, das heißt

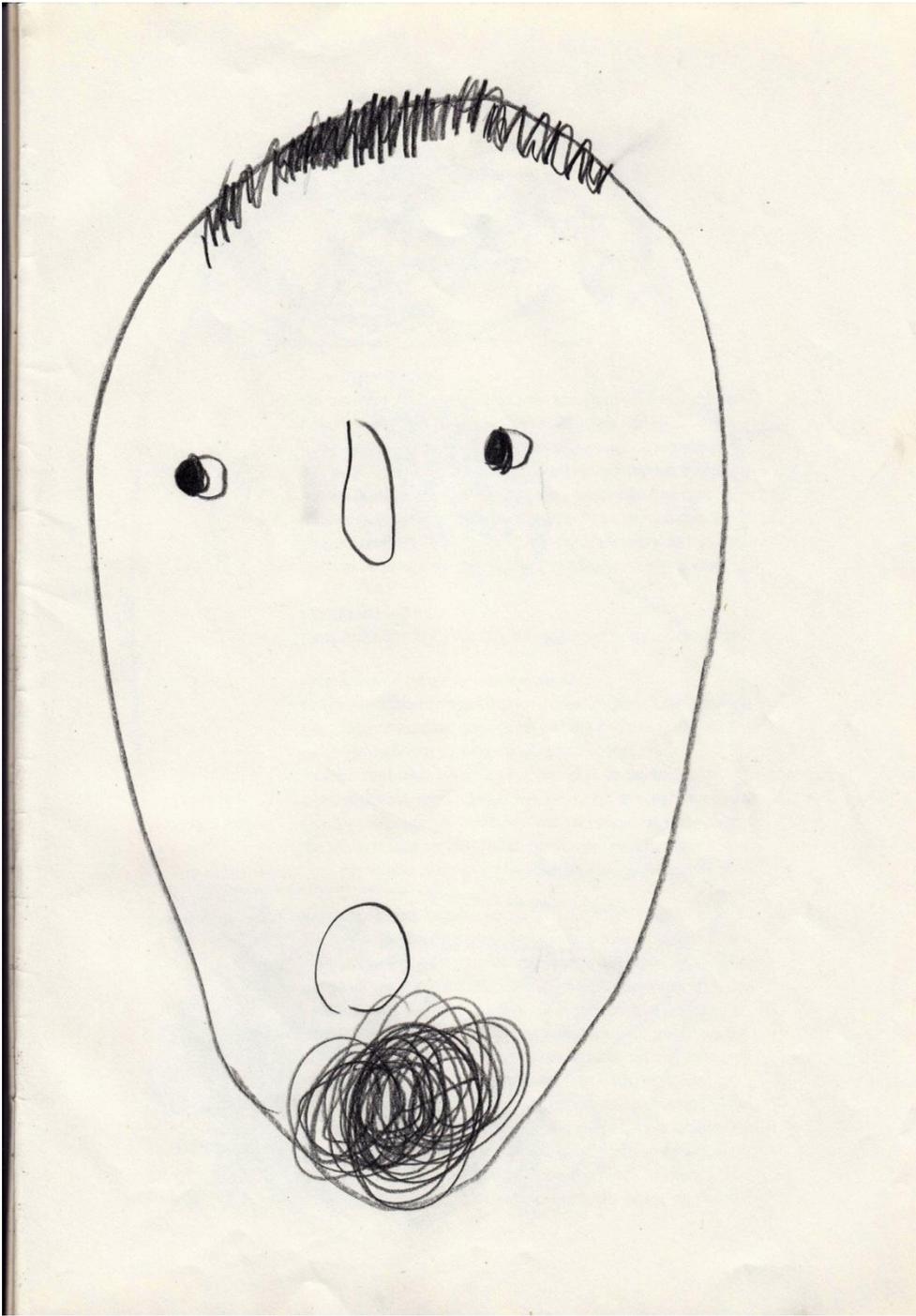
um die Geburt herum entstanden. Das EEG muss regelmäßig überprüft werden. Bei einmaliger Messung ist nicht zu entscheiden, ob es sich bei der Veränderung um eine Wachstumsverzögerung oder eine bleibende Störung handelt. Die Legasthenie hängt vermutlich damit zusammen.

Nach dem, was ich über Tills ausgestandene Krankheit zu Protokoll gegeben habe, wird der „Schaden“ wohl als Folge einer nicht erkannten Hirnhautentzündung während seines Brechdurchfalls mit einem Jahr eingetreten sein. Er ist damals fast gestorben. Seine Wutanfälle hatte ich bisher für Teil seines Temperaments gehalten. Ein wütendes Temperament.

Die Gefahr bei dieser Störung ist, sagt der Nervenarzt, dass ein seelischer Schaden als Folge der Reaktionen der Umwelt hinzukommt. Er ist sicher, dass ein Großteil der Jugendlichen in „öffentlicher Erziehung“ und auch in den Jugendgefängnissen ursprünglich nur „Hirnorganiker“ waren, die von ihrer verständnislosen Umwelt zur Verzweiflung getrieben worden sind.

Was Till braucht, sagt der Nervenarzt, ist eine schonende Umgebung, keine „normale“ Schule. Er kennt da eine Psychologin, die Verbindung hat ...

Von Psychologen habe ich eigentlich erst einmal genug, ich werde mich zunächst selbst umsehen.



## XXV

Eine Annonce in der „Zeit“. Zum zweiten Mal spielt diese Zeitung in Tills Leben eine Rolle. Ich schreibe ausführlich, welche Schwierigkeiten Till mit seiner Umwelt und mit sich selbst hat und welche Schwierigkeiten seine Umwelt mit ihm hat. Die Anzeige verspricht eine „Schule für Legastheniker“ in einer schönen ländlichen Gegend. Sie nehmen auch schon Kinder im dritten Schuljahr. Schon beim Lesen der Anzeige hatte ich das Gefühl, wir seien nun gerettet. Mein Brief muss unbedingt eindringlich alle Schwierigkeiten meines Sohnes Till schildern, sodass nur ja nicht die Gefahr besteht, dass man ihn zwar aufnimmt, bald darauf aber wieder zurückschickt. Das war schon einmal zu viel für uns beide.

(Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Tills Vater Wanja, noch vor Tills Geburt. Er meinte, „Wenn es ein Junge wird“, müsse er unbedingt gleich mit 10 Jahren in ein Internat kommen, „damit er selbstständig wird“. Ihn selbst hatte seine Mutter Tamara aus dem Westerwald in das Internat „Schloss Neubeuern“ geschickt, das in der Nähe von ihres Cousins Bernt von Heislers Haus Vorderleiten gelegen ist. Dort war auch Tills Großonkel Boris nach seiner Flucht aus Russland Schüler. Von dieser Flucht erzählt er in seinen Erinnerungen *Russenjunge*. Wanja ist bei seiner Ansicht geblieben und stimmt Tills und meiner Entscheidung für das Internat im Schloss

Wehrden am Telefon zu. Diese Kinder werden, wie es ihnen anscheinend gebührt, in Schlössern aufgezogen.)\*

Am nächsten Abend ruft der Schulleiter an. Sie haben „lauter solche Kinder“! Das sind die Folgen der Verständnislosigkeit, die Legastheniker in der „normalen“ Schule erfahren. Wir sollen kommen und die Schule ansehen. Gleich am nächsten Wochenende. Die Schule liegt in einem anderen Bundesland. Dort gibt es schon einen „Legastheniker-Erlass“. Durch diesen Erlass werden den „schulpsychologisch anerkannten“ Legasthenikern bestimmte Erleichterungen zugestanden.

Wir sitzen in grünbraunen Ledersesseln, die längst über ihre Lebensmitte hinaus sind. Über und neben uns ragen Geweihe in den Raum. Ein Wildschweinfell liegt auf dem Boden. Der Hausherr liebt offenbar die Jagd. Er ist groß und leicht gebeugt, vielleicht zehn Jahre älter als ich. Er trägt lederne Kniebundhosen und raucht viel. Wir sind begeistert von der Umgebung. Der Ort liegt abseits. Er ist rings um das Schloss herum gebaut, in dem jetzt die Schule untergebracht ist. Ein Gutshof gehört dazu, der noch bewirtschaftet wird. Hügel und Fluss vervollständigen das Bild. Till sitzt bei uns. Er ist fast neun Jahre alt und hat zweieinhalb Schulklassen hinter sich. Der Schulleiter spricht ihn an, er antwortet, der Schulleiter nickt, fordert ihn auf, sich draußen umzusehen. Till folgt der Aufforderung gern. Der Schulleiter nickt wieder. Das wird schon mit Till. Sie

nehmen nur intelligente Kinder mit „IQ ab 110“. Sie sind schließlich keine Sonderschule. Um die staatliche Anerkennung ringen sie noch: Der Hausherr muss Reisen nach Bonn unternehmen, um seinem Antrag Nachdruck zu verleihen. Die Anerkennung wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Sie wollen anerkannt werden als Versuchsschule für „Legastheniker und Schulversager aus guten Verhältnissen“, für „Wohlstandsverwahrloste“. Die zweite Gruppe betont er mir gegenüber nicht sehr stark. Die gesamten Kosten müssen „vorläufig“ die Eltern tragen. Es klopft an der Tür. Ein junger Mann steckt den Kopf herein. Er sucht irgendeinen Schlüssel. Er bekommt frisch und herzlich Bescheid. Der Leiter muss immer für seine Schüler da sein. Er zuckt die Achseln: So ist das hier. Sie haben Dienst rund um die Uhr.

Sie stehen dem Gedanken der Landschulheime, der Hermann-Lietz-Schulen nahe. Die Kinder bekommen ihre eigenen Beete, sie können Tiere halten, wenn sie wollen, und sie pflegen alle gemeinsam die Blumen um das Schloss herum. Es wird auch darauf geachtet, dass die Schüler Zugang zur Kultur bekommen: Sie unternahmen Fahrten, reisen zu Konzerten und Theater und auch im Haus wird Musik gehört und aus der schönen Literatur vorgelesen, in den sogenannten „Abendrunden“.

Unserem Gespräch folgt eine Schlossbesichtigung: Breite ausgetretene Holztreppen führen zum oberen Stockwerk. Ein Flügel wird von den „Kleinen“ bewohnt.

Sie leben zu sechs oder acht in einem Raum: ein Schlafplatz für jeden, die Betten sind zweistöckig, ein Spind für jeden, in der Mitte ein Tisch mit Stühlen. Ich freue mich über die Unordnung: Hier herrscht offenbar kein Drill, der den Kindern das Leben verbittert. Das wäre nichts für Till, denke ich. Draußen können wir uns allein umsehen. Zwischen Schloss und Fluss breitet sich ein lichtetes Wäldchen aus. Daneben grast ein Pony auf einem abgezäunten Stück Wiese. Auf der andren Seite neben einem verfallenen Turm ist eine Voliere mit Hühnern und Fasanen, dahinter Kaninchen. Till wünscht sich schon lange eins und bekommt es.

Auf dem Weg durch das Schlossgelände hat Till mich und den chauffierenden Freund begleitet. Till kennt schon alles und zeigt es uns. Er hat offenbar seine Entscheidung getroffen. Wir haben auch nicht viel Auswahl. Die Erziehungsgrundsätze scheinen hier nicht viel anders als meine zu sein: Man lässt die Kinder möglichst viel selbst entscheiden und besteht auf einigen einsehbaren Regeln, die das Zusammenleben ordnen sollen. Kein Summerhill, aber auch keine „normale“ staatliche Schule.

Wir kehren ins „Büro“ zurück, um unsere Entscheidung mitzuteilen und die Formalitäten zu erledigen. „Gnädige Frau“ lasse ich mich gar nicht gern nennen. Auch die Frage, ob der „bekannte Schriftsteller“ ein Verwandter sei und das zustimmende Lächeln auf die bejahende Antwort verstimmen mich etwas. Öfters ist die Rede von „solchen“

Kindern, die offenbar „besser“ und wertvoller sind, die man jedenfalls nicht „wie alle“ behandeln kann. Vielleicht sollte man einfach alle besser behandeln. Das Elitäre missfällt mir. Ich befürchte, dass Till wie alle in irgendeiner Hinsicht Benachteiligten sehr empfänglich für diese Aufwertung sein wird und womöglich solche Maßstäbe übernehmen könnte. Diese Bedenken regen sich aber nur ganz leise in mir angesichts der offenbaren Vorzüge der Menschen, des Hauses und der Umgebung. Die Frau des Schulleiters haben wir auch kennengelernt. Sie ist frisch und herzlich, jung und schwungvoll, auf unbedrohliche Weise mütterlich und vertrauenerweckend.

## XXVI

Ich stehe auf dem Bahnsteig und winke dem Zug hinterher. Mir ist zum Heulen. Wenn Till wieder abfährt, kommt er mir besonders klein vor. Wir sind beide sehr traurig, wenn er abfahren muss, aber wir versuchen, es voreinander zu verstecken. „Du kommst ja bald wieder!“ Alle vier bis fünf Wochen gibt es ein „Heimfahrtwochenende“. Das Dorf, in dem die Schule ist, hat das Glück, an einer Hauptstrecke der Eisenbahn zu liegen. Till kommt mit anderen Schülern bis nach Braunschweig gefahren. Dort hole ich ihn ab und dort habe ich ihn gerade hingebraucht. Wir wissen beide, dass die Trennung notwendig ist. Bei meinem letzten Besuch in der Schule hat mir der Leiter gesagt, er habe den Eindruck, dass unsere „Bindung zu stark“ sei und Tills Erzieherin hat hinzugefügt: Wenn Till zurückkommt, ist er immer fröhlich. Man kann sicher sein, dass er ein schönes Wochenende gehabt hat.

Er weiß, dass er sich auf seine Mutter verlassen kann; er tut das vielleicht zu sehr, wendet der Schulleiter ein.

Ja, wie ist eigentlich mein Verhältnis zu Till?

Gerade in dieser Zeit habe ich mir in einem anderen Zusammenhang Aufzeichnungen darüber gemacht: „Ich freue mich, dass er mich zu mögen scheint, erwarte es aber eigentlich nicht. Ihn akzeptiere ich allerdings in allem, wenn ich auch seinen Entgleisungen lieber entgehe.“

Er ist in seinen Grundzügen ‚ganz nach meinem Herzen‘: sein Verstand, seine Fähigkeit zur Distanz, sein Mitgefühl, seine Fähigkeit, sich auf den anderen einzustellen, seine Fröhlichkeit, sein Einfallsreichtum – kurz gesagt: Er ist vierzehn Tage nicht zu Hause gewesen!“

Ob das Kind wirklich „einen Vater gebraucht“ hätte, wie mir Psychologen und andere Kenner immer wieder versichern? Leider gibt es ja nicht die Möglichkeit, dasselbe Kind einmal „mit Vater“ mit ihm selbst „ohne Vater“ zu vergleichen! So bleiben mir die Wohlmeinenden den Beweis schuldig. Till zeigt keine Neigung zu Männern im Alter seines Vaters oder Großvaters, wohl aber zu jungen Männern: erreichbaren Vorbildern, die keine Autorität ausüben wollen. Tills Verhältnis zur Autorität ist gelassen. Er erkennt einen Menschen an oder nicht. Seine Maßstäbe scheinen Echtheit, Klugheit und Kraft zu sein. Er zeigt keinerlei Neigung zum Gehorsam, sondern ist „sehr kritisch“, bescheinigt ein Lehrer im Jahresbericht.

## XXVII

Das erste Jahr ist herum. Till ist zehn Jahre alt. Der Nervenarzt kann mich beruhigen; Die „hirnorganische Veränderung“ hat sich ihrerseits verändert. Sie ist „qualitativ gleich, aber quantitativ weniger“ geworden. So hat sie sich als Wachstumsverzögerung erwiesen, die eines Tages aufgeholt sein wird. Auch das seelische Gleichgewicht ist wieder hergestellt. Die Wutanfälle sind seltener geworden, das Selbstbewusstsein ist wieder ein wenig den Fähigkeiten voraus, wie es vor der Schule war. Einmal, als das besonders deutlich geworden war, hatte ich gesagt: Na ja, deine Selbsteinschätzung wird sicherlich mit der Zeit angemessener. Darauf bekam ich die Antwort: „Nein, *ich* werde besser!“

Sehr nachdenklich stimmt mich ein Satz im „Jahresbericht für das Schuljahr“: „Als Junker Till von Heiseler musst du den andren besonders Vorbild sein.“ Ich sage bei Gelegenheit im „Schloss“, dass ich gar kein Verständnis für diese Forderung habe, dass ich nicht der Meinung bin, dass der Name besondere Pflichten oder Vorrechte begründen könne.

Am Ende des zweiten Schuljahres im Internat machen die Kinder eine Klassenfahrt. Sie besuchen alle Schlösser und Burgen der Landschaft. Kohlengruben und Fabriken, die zum Wesen des Gebietes gehören, sehen sie nur von fern. Solche Dinge stören das schöne Bild der schönen

Natur, überhaupt passen sie nicht in das Weltbild: Kultur schließt Schweiß und Schmutz aus. Diese Art, die Welt zu betrachten, ist eine ganz andere als die, die in Tills und meinen Gesprächen vorkommt. So gibt es erste Ansätze von Widerspruch im Sozialkundeunterricht, den der Schulleiter erteilt. Er sieht es nicht gern, dass Till mit anderen Schülern über Politik spricht.

Am Ende der sechsten Klasse klingt der „Jahresbericht“ nicht mehr humorvoll: „Wenn Till sein Verhalten nicht bessert, werden wir uns von ihm trennen müssen.“ Bis dahin ist in jedem Bericht seine Intelligenz hervorgehoben worden: Du bist so intelligent, also musst du... Nicht nur Adel, sondern auch Intelligenz verpflichtet! Seine Unordnung und seine „Starrköpfigkeit“ sind gerügt worden. Zunächst wurden alle Schwierigkeiten als Überbleibsel aus der Zeit der Legathenikerleiden in der „normalen“ Schule angesehen. Eineinhalb Jahre nach dem Eintritt ins Internat hat Till „immer noch zu den Schülern (gehört), die uns schwere Probleme aufgeben“: „immer noch“, obwohl die Schule sich schon so lange um ihn bemüht hat! Es enttäuscht Lehrer und Erzieher, dass ihre Bemühungen nicht besser angeschlagen sind.

Ich bin da ganz anderer Meinung: Till hat in jeder Beziehung Fortschritte gemacht und das, was er „noch nicht“ gelernt hat, ist sicherlich nicht der Schule anzulasten! Das macht keinen Eindruck auf die Enttäuschten.

Also bitte ich den Nervenarzt, ein Gutachten für die Schule zu schreiben. Enttäuschung über vermeintlichen Misserfolg von pädagogischen Bemühungen wird leicht, wie ich von mir selbst weiß, dem „Zögling“ angelastet. Das Gutachten soll die Gemüter beruhigen: Nicht die Lehrer haben versagt, sondern Tills Resistenz gegen Erziehung ist hirnorganisch bedingt. Das Gutachten endet denn auch: „Mit einer Störung der Adaptionsfähigkeit der Hirnfunktion an die Anforderungen der Umwelt und der Entwicklung wird man rechnen müssen.“

## XXVIII

Seit Beginn des neuen Schuljahrs beschäftigt mich mehr und mehr der Gedanke, eine Rückumschulung in unseren Wohnort zu wagen. Neben der Drohung der Entlassung, die über Till schwebt, habe ich auch den Eindruck, dass die Anforderungen im Unterricht und das Lernangebot zunehmend von denen der „normalen“ Schule abweichen. Die Schule ist immer noch nicht staatlich anerkannt. Die Schüler, die dort waren, müssen eine externe Prüfung für die Mittlere Reife machen. Nur wenigen gelingt diese Prüfung, wie ich höre. Allmählich rücken Gedanken an die Schulzukunft mehr in den Vordergrund. Till will „Tierforscher“ werden und fragt nach dem Weg zu diesem Ziel. Schon seit Langem bittet er mich, wieder nach Hause kommen zu dürfen.

Zunächst frage ich in der Gesamtschule an. Dort gibt es mehrere Legastheniker, die – entsprechend dem inzwischen auch in unserem Bundesland gültigen „Legastheniker-Erlass“ – gefördert und geschont werden. Die Gesamtschule nimmt nur Kinder aus dem zugehörigen Wohngebiet. Ich erwäge einen Umzug, versuche es aber dann erst einmal in der Realschule in unserem Schulzentrum. Tills Schwierigkeiten beschränken sich auf die Sprachen. Wieder macht die Aussprache zu schaffen und das Lernen neuer Wörter. Die Grammatik ist leicht zu lernen, soweit sie logisch ist. Der Schulleiter ist

aufmerksam und entgegenkommend: Till kann im Dezember in der siebenten Klasse, die seinem Jahrgang entspricht, anfangen.

Wenn ich Tills Lehrern begegne, wird mir heiß und kalt, ich lächle töricht und stottere. Sie müssen mich für geistesgestört halten. Dabei höre ich aus allen Äußerungen nur Anerkennung und Zuwendung. Ich kann es noch gar nicht fassen.

Vor der Versetzung bin ich, mir selbst unerklärlich, sehr angespannt. Im Kopf sage ich mir immer wieder: Warum soll Till nicht eine Klasse wiederholen? In Englisch scheint die Fünf sicher, sie ist offenbar geschmeichelt. Französisch, das Till unbedingt fortsetzen will, scheint hoffnungslos: Er versteht gar nichts. Diese Stunden deprimieren ihn. Ich erkläre der Lehrerin, die meint, er solle das Wahlfach aufgeben, dass *er* das nicht will. Erst nach den Sommerferien wird mir klar, warum mich die Ungewissheit der Versetzung so mitgenommen hat: Ich war unsicher, ob meine Entscheidung, ihn zu diesem Zeitpunkt aus dem Internat zurückzuholen, richtig war. Aber nun ist das Ziel meiner Wünsche erreicht: Till kommt in einer „normalen“ Schule mit.

Bei Tills Scheitern in der dritten Klasse fragt ein sehr naher Freund teilnehmend-verzagt: Was soll er denn nur später mal machen? Worauf ich kühl-überzeugt antworte: Na, Abitur, nehme ich an.

1981, seinem Jahrgang entsprechend, ist es dann so weit.

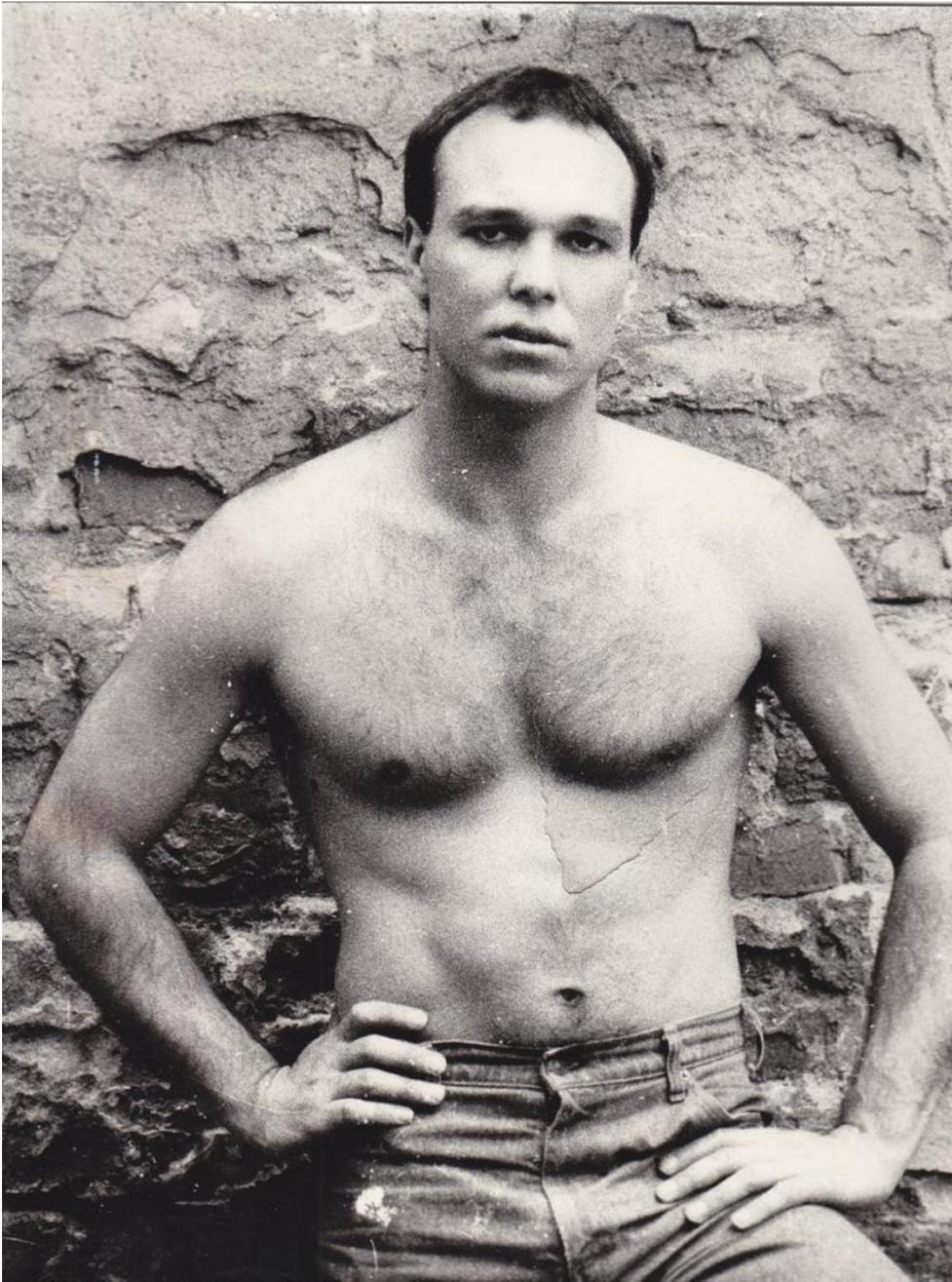


Foto: Iris Brosch, vermutlich 1986

## TILL 1974: HERBSTFERIEN IN BARWEDEL\*

Ich reite gerne, darum fuhr ich viel mit dem Fahrrad zu Müllers. Jede Wache war ich beinah da. Müllers haben Pferde, Schweine, Federvieh und Acker. Sie haben keinen Trecker, sie machen alles mit den Pferden.

Als ich acht Jahre alt war, 1970, hatten mein Freund Wedigo und ich uns entschlossen, in Barwedel bei Müllers die Herbstferien zu verbringen. wir wurden gegen unsere Gewohnheit mit dem Auto gebracht. Als wir in den Hof fuhren, bellte Rex. Rex freute sich über uns, Rex freute sich über jeden. Er sprang so an der Kette herum, dass sein Hals ganz wund war. Wir begrüßten Rex. Weil er bellte, merkte Frau Müller, dass jemand da war. Frau Müller kam aus dem Haus und begrüßte uns ebenfalls.

Dann gingen wir zu den Pferden, erst zu Eisfee. Eisfee ist ziemlich wild. Sie war tragend. Nach der Berechnung sollte das Fohlen in den Herbstferien auf die Welt kommen. Sie war neun Jahre alt. Herr Müller hatte sie auf dem Schlachthof gekauft. Sie war ein sehr gutes Pferd geworden. Sie kann einen Meter sechzig hoch springen.

Wir gingen dann weiter in den anderen Stall, wo Goldmark, mein Lieblingspferd normalerweise stand. Sie hatte ein Fohlen, darum war sie auf der Weide. Goldmark

war das größte, gutmütigste und bequemste Pferd. Nur wenn man gut reiten konnte, gehorchte sie. Sie war acht Jahre alt. Sie hatte eine Selbstränke, aber das passte ihr gar nicht, denn sie trank lieber das bessere Wasser aus der Quelle.

Daneben war Herzbube. Er war vier Jahre alt. Er war schon eingeritten, aber noch nicht eingesprungen. Er hatte eine Blesse auf der Stirn, bis zur Nasenspitze. Sie war ziemlich schief.

Dann gingen wir in den anderen Flügel des Stalles. Früher war er ein Kuhstall, deshalb war in Kopfhöhe ein Rohr, wo früher die Kühe festgebunden waren. Daran stieß ich mir ziemlich oft den Kopf. Dort sind Schnucki und Ali in einem Stall. Schnucki ist vierzehn. Sie „klebt“, das heißt, sie rennt immer hinter anderen Pferden her und ist kitzelig. Wenn die Steigbügel lose herunterhängen, kitzelt es sie und sie geht hoch. Sie ist sonst gut, sie ist ziemlich schnell.

Ali ist viel auf Rennen und Jagden gewesen. Herr Müller hat viele Fotos und Pokale von ihr. Ihr Vater hieß Ala, die Mutter hieß Grete. Man wusste nicht ganz genau, wie alt Ali war. Man schätzte: sechzehn, siebzehn.

Als wir aus dem Stall kamen, sahen wir die schwarze Katze. Irgendwo musste auch die schwarz-weiße sein.

Henning, der Vater von Wedigo, fuhr wieder weg. Wir liefen in den Stall, setzten uns ins Heu und erzählten uns, bis Herr Müller rief: „Kommt mal her! Holt die Pferde von der

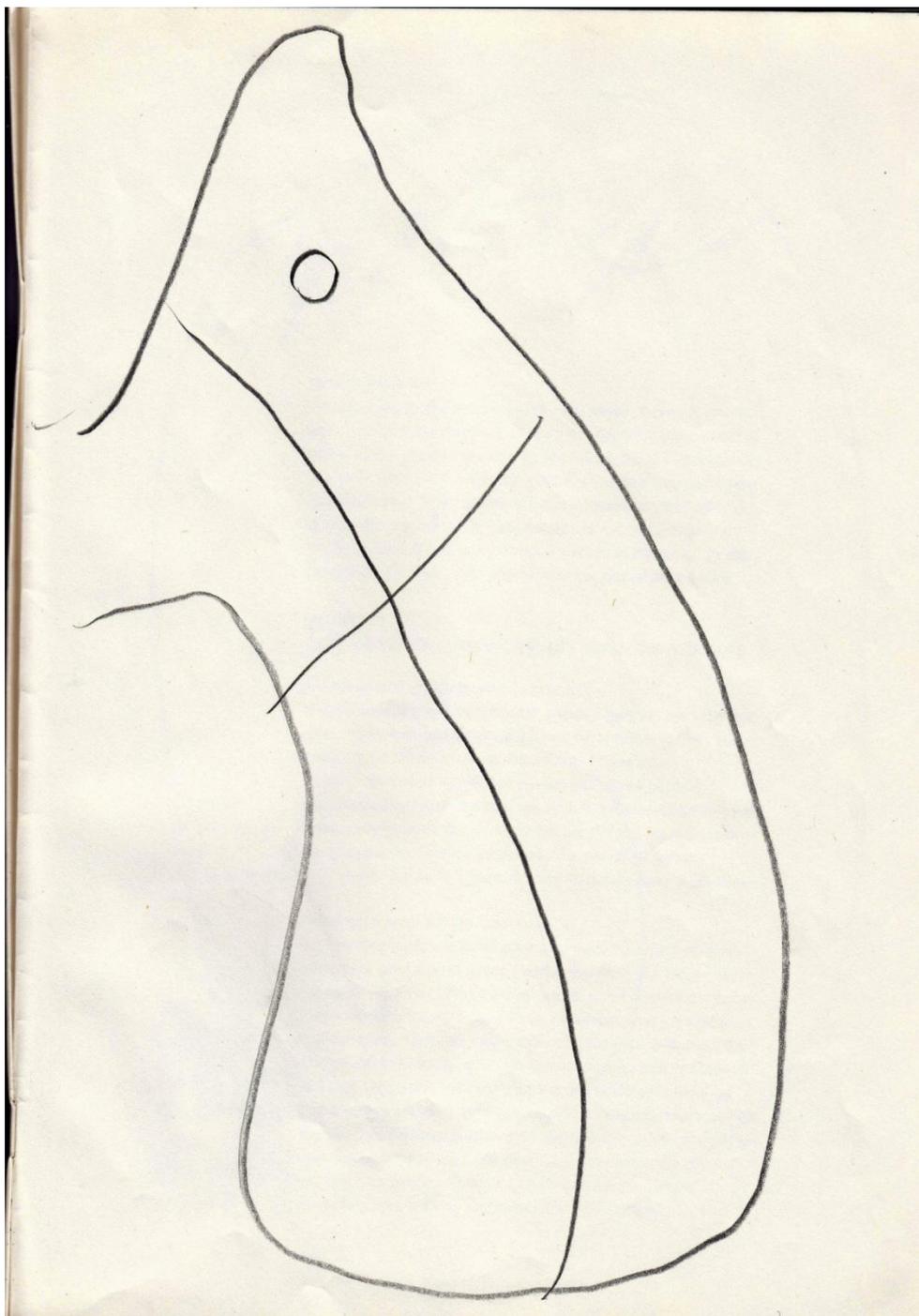
Weide!!“ Wir freuten uns, denn beim Pferdeholen durften wir reiten. Wedigo fragte: „Welche Pferde denn?“ Herr Müller antwortete: „Goldmark und ihr fohlen. Aber passt bei der Straße auf das Fohlen auf!“

Als wir vom Hof gingen, jaulte Rex und bellte und riss an der Kette herum, weil er dachte, wir gingen ganz weg. Dann gingen wir über die Straße, eine Böschung herunter und kamen dann an eine Jungviehweide. Wir kletterten über den Zaun und gingen über die Weide. Auf der anderen Seite der Weide kletterten wir wieder über den Zaun und standen dann auf einem Weg.

Rechts und links waren viele Viehweiden. Die dritte war Goldmarks. Wir kletterten über den Zaun. Goldmark ließ sich schlecht einfangen. Wir trieben sie in die Ecke der Weide. Dort konnten wir auf den Zaun klettern und dann auf Goldmark. Wedigo sprang noch mal herunter, um das Gatter aufzumachen und hinter uns wieder zu schließen. Das Problem war nur das: Wie sollte Wedigo wieder auf Goldmark heraufkommen? Sie hatte nämlich keinen Sattel aufgeschnallt, auch mit Sattel würde es Wedigo nicht schaffen. Aber da sahen wir schon eine Hochspannungsleitung. Wedigo kletterte auf die Hochspannungsleitung, das heißt, auf die untersten zwei Stufen. Er stellte vorsichtig den einen Fuß auf Goldmarks Rücken. Es war schwierig, denn zwischen Goldmark und dem Hochspannungsmast war ziemlich viel Platz. Plötzlich hörten

wir hinter uns lautes Hufeschlagen. Es war das Fohlen, das sich austobte. Wedigo stand immer noch zwischen Mast und Goldmark. Das Fohlen galoppierte zwischen dem Mast und Goldmark hindurch, dabei bäumte es sich auf und riss Wedigo herunter. Wedigo fiel auf den Feldweg, aber es war nicht schlimm. Er ging jetzt lieber zu Fuß. An der Straße führte Wedigo das Fohlen an der Mähne. Das war sehr schwierig. Als wir in den Hof kamen, bellte Rex. Das Fohlen erschrak und raste über den Hof. Als wir Goldmark in den Stall führten, lief das Fohlen sofort hinterher.

Wir gingen ins Haus. Wir waren sehr müde und gingen gleich ins Bett. Wir erzählten uns noch etwas und schliefen dann gleich ein.



## „ABENDRUNDEN“ (TILL 1990)

Es gab lustige und ernste Abendrunden. Ernste Abendrunden waren freitags. Lustige mittwochs. In der ersten lustigen Abendrunde, die ich erleben sollte, wurden Dias gezeigt. Bilder zum Lachen. Vorweg der Kommentar: „Das passiert, wenn man böse ist.“ Das erste Bild: Ein Junge steht in der Ecke. „Das passiert, wenn man noch böser ist.“ Zweites Bild: Ein Kind wird geprügelt. „Und das, wenn man sehr, sehr böse ist!“ Drittes Bild: ein Junge, „eingewichst“. Einwachsen nennt man folgende Behandlung: Ein Kind wird nackt auf den Tisch geschnallt. Mit Gürteln, aber auch geflochtene „Strohstricke“ eignen sich hervorragend. So ist es bewegungsunfähig gemacht und kann in Ruhe mit Schuhkrem überzogen werden. Es wird „eingewichst“. So soll es erkennen, wie es in seiner Seele aussieht: schwarz. Da liegt es also. Allgemeine Heiterkeit kommt auf. Erst bin ich ein wenig erstaunt, lache dann aber auch. Der Junge, der „eingewichst“ wurde, ist nicht mehr auf der Schule. Man hört, er habe andere Kinder, die ihn angreifen wollten, mit einem Wandfeuerlöscher kampfunfähig gespritzt. Am „Einwachsen“ sind die Erzieher nicht beteiligt. Vielleicht machen sie ein Foto, legen aber nie mit Hand an. Andererseits muss man „Einwachsen“ genehmigen lassen. Ich erinnere mich, dass der „Boss“ - wie der Internatsleiter allgemein genannt wurde - in seiner

obligaten Rede nach dem Essen den Vorzug dieser Methode vor der des „Kielholens“ erläuterte. „Kielholen“ sei unhygienisch und „wirklich schlimm“. Man bindet den zu Strafenden an den Füßen zusammen. Die Arme sind hinter dem Körper zusammengebunden und so wird er durch die „Pissrinne“ geschleift. Die Schule, in der dieses üblich sei, habe auch andere Nachteile, zum Beispiel würde von Papptellern gegessen. Allerdings, das müsse er gerechterweise einräumen, mit „echtem“ Besteck. Ich hänge noch ein wenig meinen Gedanken nach: Wen würde ich gerne „Kielholen“ lassen? Wir haben ja keine Pissrinnen, denke ich, nur Einzelpissbecken, - naja...

Wie kommt es nun zum „Einwachsen“? Am Dienstag ist Schwimmen. Wir Kinder stehen in Reihen hinter den Startblöcken. Der Boss pfeift: Kopfsprung. Durchs Becken schwimmen und wieder in der Reihe Aufstellung nehmen! Tauchen. Soundso weit muss getaucht werden. Wer es nicht schafft, dem muss geholfen werden: er wird getaucht. Ein großer Schüler ist dafür zuständig: Kommt einer zu früh hoch, wird er von ihm schnell wieder untergetaucht. Ich komme zwar nicht zu früh hoch, dafür aber bin ich zu flach getaucht: mein Rücken war fast an der Wasseroberfläche. Ich komme hoch, hebe den Kopf. Da fühle ich eine Hand. Ich schreie so, dass der Schüler vom „Tauchen“ absieht, wofür er sich vom Boss einen Ruffel einhandelt. Ich hätte ihm ohne Weiteres einen Finger abgebissen.

Auf dem Rückweg im Bus, der samt Busfahrer angemietet ist, wird deutscher Schlager und Jodelmusik gespielt. Dann jedenfalls, wenn es sich der Boss nicht „verbittet“. Manchmal ist er nicht dabei. Dann singen auch Kinder Schlager, zum Beispiel: „Am Tag, als Conny Kramer starb“. Bei so einem Schwimmausflug hat ein Schüler eine Idee, die, wie sich später herausstellt, nicht sehr gut ist. Er behauptet, jemand habe einen Zehnmarkschein aus seiner Hosentasche in der Umziehkabine gestohlen. Der Dieb habe dafür aber ein Fünfmärkstück in die Tasche gesteckt. Als Beweis zeigt er das Fünfmärkstück. Er heißt Stephan. Wahrscheinlich hoffte er, dass der Boss ihm das Geld zurückgibt. Der Boss ist dafür bekannt, dass er, wenn jemand, natürlich ohne eigene Schuld, zu Schaden kommt, hilft. Ob er es auch dieses Mal tut, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es damit nicht getan. Es ist ein Diebstahl begangen worden! Der muss aufgeklärt werden! Maßnahme: Die Kinder kriegen kein Abendbrot oder der Dieb soll sich melden. Aber auch dazu braucht es die Zeremonie. Aufstellen in Zweierreihen, wie für die „Kleinen“ üblich. Sie werden „hereingebeten“. Aufstellung am Platz. „Jesus Christus sei unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast. Amen.“ Wir setzen uns, das Essen wird „aufgetragen“. Aber statt zu essen, hören wir eine Rede. Sie endet mit dem Satz „Und ihr wisst ja, bei wem ihr euch dafür bedanken könnt!“ Am nächsten Morgen das Gleiche, aber ohne Rede. Nur die Frage: Meldet sich der

Dieb? Schweigen. Auch am Mittag beten wir und sehen dann zu, wie das gesegnete Essen kalt wird. Jesus ist auch diesmal nur zur Rede geladen. Sie nimmt eine andere Wendung. Nicht mehr von moralischer Pflicht ist die Rede, ein Mann müsse sich stellen usw., sondern die Drohung, ein Detektiv werde eingesetzt. Das macht auf uns großen Eindruck. Am Abend gibt es wieder zu essen. Stephan hatte gelogen und hat es zugegeben. Er stellt sich dann „freiwillig“ zum Einwischen. Wir „Kleinen“ dürfen zwar nicht mitmachen, aber ich höre, es gebe ein Foto „mit Rose im Arsch“. Beim Duschen - wie jeden Samstagabend, sehe ich Schorf auf seinem Rücken. Da hatten sich einige „bedankt“ - mit Drahtbürsten. Das ist eigentlich verboten. Stephan legt das Handtuch so über die Schulter, dass der Boss, der im Umziehraum steht, „damit kein Unsinn gemacht wird“, es nicht sieht.

Und dann gab es die ernstesten Abendrunden. Die waren nicht so lustig. Stundenlang dasitzen und klassische Musik hören. Ein Schlag mit dem Riemen vom Boss - das tat zwar mehr weh, aber es ging schneller vorbei. Ich sitze in der ersten Reihe, damit ich sehe, wie lange es noch dauert. Meistens werden zwei Langspielplatten gespielt. Ich starre auf den Tonarm. Dabei mache ich eine interessante Entdeckung: Obwohl die Platte innen kleiner ist als außen, dauert es genauso lange. Der Tonarm bewegt sich immer gleich schnell.

Manchmal hatte ich doppelt so viele Schläge bekommen, weil ich adelig bin und folglich doppelt so gut erzogen werden musste. Ich war froh, dass ich deshalb nicht doppelt so viel klassische Musik hören musste.

Manchmal musste der Boss nicht strafen, weil es Gott selbst getan hatte. Zu dritt waren wir einmal „abgehauen“, „Brutali“, „Porki“ und ich. Brutali ist von Gott gestraft worden. Dadurch blieb ihm erspart, stundenlang „Hände zurück“ im Büro zu stehen und auf die Bestrafung zu warten. Der Kopf musste gesenkt sein, die Arme nach hinten verschränkt. Trotzdem sollte man den Boss ansehen. Man ließ seinen Blick dann aber doch eher auf dem Wildschweinfell schweifen. Die Strafe: Schläge mit „dem Riemen auf den nackten...“ und zwei Wochen morgens nur trockenes Brot, mittags trockene Kartoffeln, abends trockenes Brot. Mittags scheiterte die gut ausgeklügelte Strafe aber an der Überforderung der Küche. Linseneintopf zum Beispiel durfte mitgegessen werden. Ganz zu unserem Bedauern. Außerdem wurden die zwei Wochen durch ein Heimfahrtwochenende auf zehn Tage verkürzt. Ich weiß noch, wie ich mit dem Boss darüber diskutierte, ob Brutali, den ja Gott gestraft hatte und der deshalb der Prügelstrafe entgangen war, nicht auch diese Strafe erlassen werden müsste. Der Boss war anderer Meinung. Nun, wie hatte Gott Brutali gestraft? Er hatte ihm mit einem Nagel den Unterschenkel aufgerissen. Gott hatte schnell reagiert. Wir waren noch

keine drei Stunden „abgehauen“, schon schlug er zu. Brutali hatte keinen Ton gesagt. Aber seine weiße Cordhose färbte sich rot. Er konnte nicht mehr allein laufen. Er verlor so viel Blut, dass wir ihn stützen mussten. Das geht schnell - bei einem Zehnjährigen. So hatte ihn also Gott gestraft. Er brauchte nicht mehr bestraft zu werden. Andererseits darf man die Strafe Gottes nicht mindern: Die Wunde wurde ohne Betäubung genäht. Das musste sein. Als er abends aufs Zimmer kam, sagte er nur: sieben Stiche. Er sagte es, ohne die Zähne auseinanderzunehmen. Ich bin sicher, er hat nicht einmal gezuckt.

Diese Strafen, Gottesstrafen, wurden nicht in den Abendrunden gezeigt. Weder in der ernsten noch in der lustigen.

# KLAPPENFOTO UND KLAPPENTEXTE

Foto: Lars Landmann, Pressefotograf, 1990



Im Buch: hintere Klappe

**Ingrid von Heiseler**, Jahrgang '36. Während des Krieges in Berlin und den besetzten Gebieten im Osten. Ende '44 nach Niedersachsen. Oberschule in Wolfenbüttel, Frauenfachschule. Studium (Germanistik, Theologie) in Tübingen, Hamburg und Göttingen. Geburt des Sohnes. '64 Examen. Erste Stelle an einem Internat in Hildesheim. Seit '68 in Wolfsburg. Drittes Studienfach Pädagogik. Ausbildung zur Gesprächstherapeutin.

Im Buch: vordere Klappe:

**Die Geschichte** einer alleinerziehenden Mutter. Schon im Kindergarten zeigt der Sohn „auffälliges Verhalten“. Als er schließlich eingeschult wird, sehen sich die Grundschullehrer mit unlösbaren Problemen konfrontiert. Dieses eigenwillige Kind kann nicht „sitsitzen“, will sich den Anweisungen der Lehrer nicht fügen. Schulpsychologen, Spieltherapeuten, Nervenärzte, Analytiker stellen ihre Diagnosen. Sie reichen von „wunderbarer Spontaneität“ (mit der die „normale“ Schule nur nicht zurechtkomme) über einen „zu starken Ödipuskomplex“ bis hin zur „Verhaltensstörung“. Es beginnt eine Odyssee von Schule zu Schule, von Therapeut zu Therapeut...

Die Autorin liefert mit ihrem erzählenden Bericht sowohl ein eindrucksvolles Beispiel für die hinterwäldlerische Auffassung von Pädagogik und Psychologie in den sechziger

Jahren als auch ein heiter-melancholisches Portrait einer Mutter-Sohn-Beziehung, in der zwei trotz aller Widrigkeiten nicht aufgegeben haben.

## NACHWORT 2013\*

Manche/r würde wahrscheinlich mit mancher/m anders umgehen, wenn er ahnte, dass er es mit einer potentiellen Satireschreiberin oder auch nur mit einer Berichterstatlerin zu tun hat. Die an der Geschichte beteiligten Wolfsburger, wenn auch nicht mit Namen genannt, so doch aus den Darstellungen leicht erkennbar, haben sich mir gegenüber niemals über das Buch geäußert, obwohl es ihnen vermutlich bekannt war, zumal beide Wolfsburger Lokalzeitungen Rezensionen (s.u.) veröffentlicht haben.

„Till kommt in einer normalen Schule mit.“

Mit dieser Feststellung beginnt mein Schreiben. Von da aus blicke ich auf die Ereignisse zurück, die das zunächst in Frage stellten. Sie haben sich mir tief eingepägt, sodass ich den Eindruck hatte, ich zitiere das, was ich „damals“ zu hören bekommen habe, wörtlich.

Nur den letzten Satz füge ich hinzu, als auch das Fernziel Abitur erreicht ist.

Zwei Jahre später druckt *betrifft: erziehung* im Septemberheft 1983 den fast ungekürzten Text ab. Ich

werde ihn wohl an die Zeitschrift des Beltz-Verlages geschickt haben. Die Antwort war dann positiv und: Es sei ja nicht üblich, einen so langen Text – von Seite 22 bis 34 - abzudrucken und noch dazu zweispaltig. In diesem Text heißt Till noch Jan. Ich erinnere mich nicht, ob das meiner Diskretion oder Tills Einwand zu verdanken ist.

Dann bietet mir Till an, das Buch in seinem eben gegründeten Verlag herauszubringen. Das hieß damals noch: Er musste den Text selbst abschreiben, weil ich ihm nur ein Typoskript hatte liefern können. Das regte ihn dann zu seinem Nachwort an, in dem er sich an Besonderheiten – oder Absonderlichkeiten – seines Internatlebens erinnert. „Natürlich will ich das im Buch haben!“

Ich bitte eine Schülerin – sie ist Malerin geworden – eine Zeichnung für den Umschlag zu entwerfen und sage ihr, wie ich mir das vorstelle – nur ausführen kann ich es leider nicht selbst. Sie hat mir jetzt erlaubt, ihre Zeichnung auch für die eBook-Ausgabe zu verwenden und natürlich nenne ich ihren Namen an entsprechender Stelle.

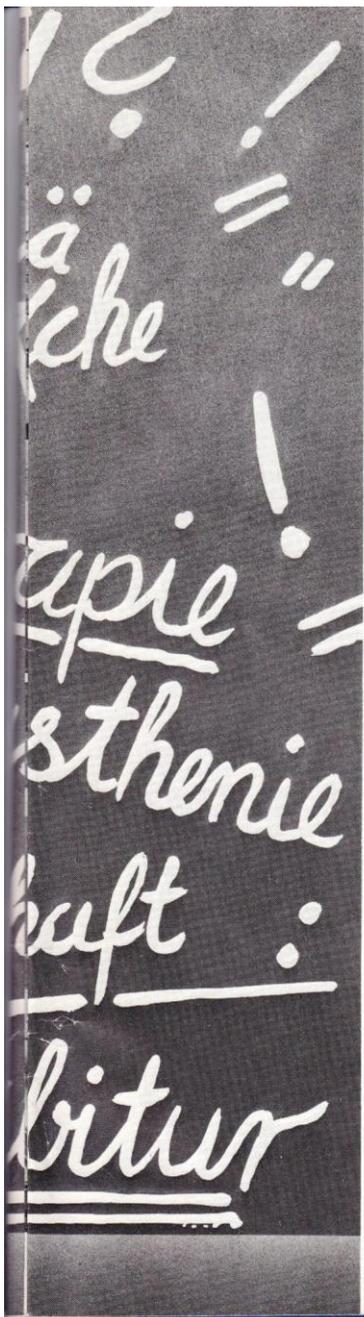
Ich freue mich dann sehr, als ich meinen Text 1990 als Buch in die Hand nehmen kann!

Im Jahr 91 oder 92 spreche ich auf einer Flugreise mit meinem Nachbarn, der Professor in Hannover ist und mit dem Fach Pädagogik zu tun hat. Ich erzähle ihm vom Hintergrund des Buches und es interessiert ihn. Er will das Buch auf seine Eignung für den Zweck prüfen und dann

gegebenenfalls in seinem pädagogischen Seminar besprechen. Tatsächlich fordert er einen Satz Bücher für seine Studenten bei mir an und lädt mich am Ende der Besprechung des Buches zu einer Seminarsitzung ein. Ich sitze vor den Studenten und beantworte Fragen. Ich habe kritische Bemerkungen erwartet, aber keine einzige kommt. Für den Schluss der Seminarstunde habe ich die Videokassette vom Fernsehfilm *Zu jung um zu sterben*, in dem Till die Hauptrolle spielt, mitgebracht. Die Zuschauer sind beeindruckt, was „aus dem Kind geworden ist“. Und doch kommt wenigstens von einer oder einem die Bemerkung: „Ach, der ist ja ganz normal!“ Da hatte ich dann doch Zweifel, was er oder sie verstanden hat – oder sie verstanden haben.

Schon auf den Artikel in b:e gibt es eine bemerkenswerte Reaktion. Eine Lehrerin lässt jeden ihrer Drittklässler einen Brief an den Protagonisten schreiben. Sie freut sich über den „natürlichen Schreibanlass“. Ich bekomme unzählige einzelne Rückmeldungen, darunter die Bemerkung eines Kollegen aus einer anderen Schule: „Das macht einem Mut, zum eigenen Kind zu stehen.“ Eine Schuhverkäuferin in meinem Haus kauft mehrere Exemplare zum Verschenken. Meine Freundin warnt jeden potentiellen Leser: „Fangen Sie nicht am Abend an zu lesen, sonst wird es nichts mehr mit Ihrer Nachtruhe!“ Darüber hatte sich die Sprechstundenhilfe meiner Zahnärztin beklagt. Mein Schulleiter konnte sich „nur

schwer losreißen, um ins Theater zu kommen“, sagt er mir in der Pause. Und natürlich gibt es auch kritische Äußerungen: Die „normale Schule“ sei als Maßstab völlig ungeeignet, und: Ich schicke mein Kind, *meine* Arbeit erledigen: Es muss unbedingt Abitur machen. Das sind die einzigen negativen Äußerungen, die sich in meinem eher am Positiven orientierten Geist gehalten haben. Sie beweisen wieder einmal, dass „jede ihr eigenes Buch liest“.



# „Er tanzt aus der Reihe“

Ein erzählender Bericht über einen Schüler, der am Schulanfang das Etikett ‚verhaltensgestört‘, am Ende der Schulzeit das Abiturzeugnis mit ‚hochschulreif‘ auf den Weg bekommt.

Line-Graik

betrifft:erziehung September 1983

23

## REZENSIONEN IN DEN BEIDEN WOLFSBURGER TAGESZEITUNGEN\*

*Wolfsburger Allgemeine am Dienstag, 15. Mai 1990*

Ingrid von Heiseler beschreibt im Buch das Mutter-Sohn-Verhältnis.

Titel: „Einer tanzt aus der Reihe“

WOLFSBURG (km). Die Beziehung zwischen Mutter und Sohn war immer schon intensiv. Auch heftig und stürmisch. Es gab Kämpfe, die ausgefochten werden mußten. Untereinander und mit der Außenwelt.

Ingrid von Heiseler (Jahrgang 1936), Lehrerin am Gymnasium Kreuzheide in den Fächern Deutsch und Religion, hat einen „erzählenden Bericht“ über ihren Sohn Till und sich als Mutter in Buchform veröffentlicht. „Einer tanzt aus der Reihe“ lautet der beziehungsreiche Titel und verdeutlicht schon auf dem Umschlag, was die Autorin ansteuert: Inmitten einer Herde schwarzer Schaf tummelt sich ein weißes Schäfchen. Schwimmt gewissermaßen gegen den Strom. Ja, das ist Till von Heiseler, heute 28 Jahre alt. Nach dem Abitur in Wolfsburg und Germanistik-Studium in Göttingen lebt er in Berlin als Schriftsteller, Schauspieler und

Regisseur. Ist außerdem Verleger. Denn das (Tage-)Buch seiner Mutter hat er herausgeben im eigenen Verlag.

Till – das war der Junge, der sich nicht unter- und einordnen konnte. Ein Außenseiter, der bereits als kleines Kind vor keiner Herausforderung zurückschreckte. Der sich anstrengte, der es bringen wollte. Zum Beispiel die Schnürsenkel an den Schuhen selbst zu binden. Die Schule zu schaffen, auch wenn Lesen und Schreiben ihm nicht zufliegen. „Ein unruhiger Schüler“, stöhnen die Lehrer, „einer, der nicht stillsitzen kann.“ Ja, eben einer, der ständig aus der Reihe tanzt. Das knappe Urteil „verhaltensgestört“ fällt. Ingrid von Heiseler setzt sich auseinander mit ihren Kollegen. Bittet, bangt, hofft. Streitet und gibt nach, jongliert und trickst. Ist wütend. Sucht immer neue Schulen für Till, läßt ihn von Psychologen, Nervenärzten und Therapeuten betreuen. Hört Diagnosen von „hochbegabt“ bis hin zum Bescheinigen einer wunderbaren Spontaneität“ und „zu starken Ödipuskomplexen“. Sieht sich selbst an den Pranger gestellt: „Die Mutter ist geschieden, dazu noch berufstätig. Und die Erziehung! „Ich habe ein APO-Kind in der Klasse“, sagt die Lehrerin im ersten Schuljahr, und sie gibt auch bereitwillig seinen Namen preis.“

Ingrid von Heiseler schildert frisch und lebendig, intelligent und einfühlsam, was ihr und dem Filius geschah. Ohne den Blick zurück im Zorn. „Ich habe für Leute geschrieben, die unter und mit ihren schwierigen Kindern

leiden. Und natürlich für mich. Das ist meine Art, Erlebtes zu verarbeiten.“ Nein, sie will keine Lebenshilfe leisten. Diesen Ausdruck mag sie gar nicht. „Mein Buch soll unterhalten und flüssig zu lesen sein.“ Gewiß, das Thema „Legasthenie“ ist ihr ungeheuer wichtig. „Ein wirkliches Problem für Kinder, die keine gute Intelligenz haben, und die von ihren Eltern nicht gefördert werden können.“ Sie, die Mutter Ingrid, hat ihren Till von Schule zu Schule laviert, „diesen Jungen mit so wahnsinnig viel Power in sich.“ Power haben beide, Mutter und Sohn. Der Umgang heute basiert auf Freundschaft. Ingrid liest die Theaterstücke und Gedichte von Till, erledigt die Korrektur. Man ist engagiert auf beruflicher Basis, vertraut dem Urteil des anderen, weiß um dessen Ehrlichkeit.

Wer diese Mutter-Sohn-Beziehung mit allen Komplikationen nachvollziehen möchte, dem sei dieser Band ans Herz gelegt. Die 112 Seiten, illustriert mit Tills Kinderzeichnungen, sind erhältlich im örtlichen Buchhandel und kosten zwölf Mark.

*Wolfsburger Nachrichten, 29.05.1990*

Ingrid von Heiseler's Buch „Einer tanzt aus der Reihe“

Mit Liebe und Geduld gegen Frust

„Verhaltensgestört!“ – „Konstitutionelle Hypermotorik!“

– Oder in schlichtem Deutsch: „Der tanzt ja ständig aus der Reihe!“ Das waren die Aussagen, die eine Mutter in Wolfsburg zu hören bekam, als ihr Sohn zwischen sechs und zehn Jahren alt war. Doch auch als Alleinerziehende verzweifelte sie nicht.

Viel Liebe und Geduld brachte diese Mutter auf. Und sie schaffte es – allen Widerständen zum Trotz. Wie sie es schaffte, hat sie in einem Büchlein beschrieben, das soeben in der Berliner Reihe „edition sisyphos“ erschienen ist: „Einer tanzt aus der Reihe“. Ingrid von Heiseler, Lehrerin an einem Wolfsburger Gymnasium, gibt sich dabei in 28 kleinen Kapiteln als eine sensibel gestaltende Autorin zu erkennen, die kritisch und humorvoll zugleich ihre Umwelt zu beschreiben vermag.

Die Illustration des Einbands durch Judit Rozsas greift diesen Humor auf, wenn in einer Herde von schwarzen Schafen ein weißes erscheint. So kann es gehen. Denn eben dieser Sohn, Till von Heiseler, in der Schule zum Legastheniker abgestempelt, hat sich bereits als Zwanzigjähriger mit seinem Gedichtband „Schwarze Rosen“ als ein Sprachkünstler von Rang erwiesen.

Als Schauspieler, als Regisseur und als Autor von Theaterstücken ist das vermeintlich schwarze Schaf in den letzten Jahren hervorgetreten. DA kann es für manche Mütter und Väter eine Ermunterung bedeuten, was Ingrid von Heiseler in ihrem Buch so anschaulich beschreibt. Es wächst ein Junge heran, der in der Schule mehr Frust als Lust erfährt und erst dann auflebt, wenn er kreativ werden darf.

Der lockere Plauderton, den Ingrid von Heiseler anschlägt, täuscht kaum über die Verzweiflung hinweg, die diese Mutter oft genug befallen haben mag. Nicht in streng chronologischer Reihenfolge erzählt sie, sondern in geschickten Sprüngen vor und zurück. Das ergibt das Bild einer Mutter-Sohn-Beziehung, das ebenso spannungsreiche wie liebevolle Konturen gewinnt

Aufschlußreich ist der Schluß des Buches, wo Till von Heiseler in einem eigenen Text die fast als sadistisch anzusprechenden Erziehungsmethoden in einem Internat deutlich werden läßt. Da wird hinter die Fassade geschaut, die kurz zuvor von der Mutter beschrieben worden ist. Das Ganze: ein aufschlußreiches, ein tröstliches Buch. *Lie.*



